

DIE FACKEL

Nr. 254—55

WIEN, 22. MAI 1908

X. JAHR

Der Fürstentag.

Daß der deutsche Kaiser in seiner Ansprache das Wort »Untertanen« gebrauchte, hat niemand verblüfft. Bloß Sozialdemokraten könnten daran Anstoß nehmen, aber das Volk rauft sich bei solchen Anlässen um die Ehre, aus Untertanen zu bestehen. Nestroys »Freiheit im Krähwinkel« wird jetzt von einem sozialdemokratischen Verein aufgeführt, in der irrigen Annahme, das Werk sei eine Satire auf die Reaktion. In Wahrheit ist es eine Satire auf die Revolution. Es ist, also ein vortrefflicher Einfall, sie gerade jetzt aufzuführen. Denn wir haben nie in einer untertänigeren Zeit gelebt. Einst hätte das Volk die ewige Seligkeit darum gegeben, so rasch wie möglich zu erfahren, was die Bundesfürsten gefrühstückt haben. Jetzt wird sein Tatsachenhunger binnen ein paar Stunden gestillt. Die Geistesarmut hat endlich ein Vehikel, mit dem sie rascher vorwärts kommt als im Vormärz: die Presse. Nur darin besteht der Fortschritt. Die Gesinnung ist die gleiche, wie in den Zeiten, die Offenbach meint, wenn er den »absoluten Souverän« versichern läßt:

Ich bin satt,
Meine Herrn,
Ich bin satt —
Kann man mehr noch begeh'r'n?

und gnädig zugeben:

Wenn ich's sein kann,
Der Untertan
Es auch sein kann,
So dann und wann.

Das ist die Stimmung des Wiener Fürstentags. »Champagner zu schlürfen — haben's zuschauen dürfen«. Aber »wer den Leu wagt zu wecken, der kriegt's mit dem Stecken«. Die Väter stehen von Früh bis Abend Spalier, und wenn sie heimkommen und den Kindern erzählen können, daß sie den Kammerdiener des Erbprinzen von Mecklenburg gesehen haben, so leuchtet's in aller Augen, und es bleibt eine Erinnerung für's Leben. Das ist ein alter Sati-renstoff, aber er wird nie ausgehen. Das war so, ist so und wird so sein, durch alle Entwicklung der sozialen und der politischen Phrase.

*

Trotzdem hat der Tag der Bundesfürsten Überraschungen mancher Art geboten. Wenn man nämlich das Bild der Welt aus der Schmockperspektive ansieht. Von der Rede, Wilhelms II. hieß es: »Volle Strahlenbündel seiner starken Beredsamkeit hat der deutsche Kaiser auf die Person des Kaisers Franz Josef gerichtete. Diese Lichtkur ist aber noch gar nichts neben den anstrengenden Prozeduren, die an diesem Tage allerorten vorgenommen wurden. In Schönbrunn, jenseits der Schloßbrücke, erzählt der Berichtstatter der 'Neuen Freien Presse' (der diesen Vorgang auch schon auf Hofbällen be-

obachtet haben will), »massierte sich das Publikum, das von den frühen Morgenstunden an zusammengeströmt war«. Nun ja, wenn man lange steht, wirkt ein wenig körperliche Aufmischung wohltuend. Und nicht nur in Schönbrunn; denn wir erfahren, daß das Publikum sich auch »vor und hinter dem äußeren Burgtor massierte.« Aber nicht nur das Publikum suchte sich auf diese Art vor dem Einschlafen der Glieder zu schützen. Man höre und staune: »Weiter unten massiert sich die glänzende Schar der Obersthofmeister, der Kammervorsteher, der Hofdienste, und zu dem Goldglanz der Uniformen gesellen sich die weichen Farben der Toiletten, in denen die Hofdamen der Erzherzoginnen erschienen sind.« Ob man es hier mit einem Akt hygienischer Vorsicht oder mit einer neuen Form der Huldigung zu tun hat, oder bloß mit einem Versuch, für die Sache der unterdrückten Masseusen zu wirken, ist ungewiß. Jedenfalls war es ein Bild, wie es nur die 'Neue Freie Presse', entwerfen kann. Sie hat uns freilich in der Erwartung enttäuscht, zu erfahren, ob sich auch die Bundesfürsten massiert haben. Dagegen läßt sie aus Rücksicht auf diese beim Dejeuner »Tournedos à l'Allemagne« auftischen. Der patriotische Küchenchef nämlich, der 1866 nicht verwinden kann, hatte auf die Karte geschrieben: »Tourne dos l'Allemagne¹«.

*

Wenn ein Feuilletonist zu schildern anfängt, so kann man nie wissen, obs der deutsche Kaiser oder ein italienischer Tenor wird. Das mag nicht so weit auseinanderliegen, aber die Nuance ist doch eine verschiedene. Nun ist der Vorrat an den von Herrschaften abgelegten Beobachtungen kein allzu großer. Die meisten der geschilderten Persönlichkeiten müssen »dampfen« oder »brausen«. »Ein brausender Kaiser«, wird versichert, sei »etwas so Seltenes, daß Jahrhunderte vergehen können, ehe die Welt wieder einen zu schauen kriegte. Wenn man aber auch über die anderen Bundesfürsten ein Feuilleton zu schreiben hat? Dann, in Gottes Namen, »braust« auch »im König von Württemberg eine Lebenslust«, daß es seine Art hat. Und wo alles braust, kann vermutlich auch der Bürgermeister von Hamburg nicht ruhig bleiben. Daß sich inzwischen das Volk massiert, ist nur in Ordnung. Denn vom Stehen sind ihm ohnedies schon die Füße eingeschlafen, und jetzt soll es auch noch die Beschreibungen lesen.

*

Der Fürstentag bot aber sogar den Eingeweihten Überraschungen. In der Politik empfindet nämlich immer auch der die Überraschung, der sie inszeniert. In Berlin wird »an maßgebender Stelle« dem Korrespondenten »erklärt, daß die Vorgänge in Wien in hiesigen amtlichen Kreisen einen tiefen Eindruck gemacht haben, und daß man, wie Baron Aehrenthal an den Fürsten Bülow geschrieben, den heutigen Tag auch hier als einen denkwürdigen betrachtet.« Besonders wird auf die »warme persönliche Note in den Ansprachen der beiden Monarchen« hingewiesen und auch auf »die hohe Auszeichnung, die dem Fürsten Bülow zuteil geworden und die Baron Aehrenthal in einem Schreiben von besonderer Herzlichkeit dem Reichskanzler mitgeteilt hat«. Man hatte in den Ämtern offenbar gefürchtet, daß die Reden anders ausfallen würden, als sie aufgesetzt wurden, und daß der Baron Aehrenthal dem Fürsten Bülow einen groben Brief schreiben werde ... Die Politik macht die Welt zur Kinderstube. Die Großen wissen genau, was am Weihnachtsbaum hängt, aber wenn die Tür geöffnet wird, müssen sie doch »Ah!« sagen. Sonst hören die Kleinen auf, ans Christkindl zu glauben.

K. K.

1 Saurer Rücken auf deutsche Art

Girardi und Kainz.

Herr Kainz hat den schlechten Geschmack, in der Stadt, in der Girardi den Valentin gespielt hat, in den Tagen, da Girardi in Wien wieder auftritt, den Valentin zu spielen. Ich habe nie verhehlt, daß ich den Mann, dessen Atemtechnik ich ehrlich anstaune wie nur die Spezialität eines Dresseurs, Jongleurs oder Equilibristen und dessen Fähigkeit mir nach dem Varieté zu schreien scheint, für einen der unglücklichsten Schauspieler halte. Aber ich habe vielleicht seinerzeit, als Herr Kainz dem Burgtheater den Valentin antat, nicht entschieden genug gegen diese Kränkung protestiert. Daß Herr Kainz es jetzt wieder wagen konnte, mit seinen Kopftönen in dies friedlichste Heiligtum gemütvoller Darstellung einzudringen, daß er dazu eine Bühne, eine Galerie und eine Presse fand, zeigt, wie die Echtheit im Kunstempfinden dieser Stadt auf dem Krepierstandpunkt angelangt ist. Ein Kritiker benützt die Gelegenheit, zu versichern, der Mann sei zwar »immer schlicht und gemüsstief«, aber speziell »bei der Entfaltung von Valentins Dienertreue« finde er »Töne, die tief ins Herz dringen«. Was muß das für ein Herz sein! Ein anderer will gar eine »bezwingende und berückende Fülle« von Gemüt und Seele entdeckt haben. Das hat Herrn Kainz noch niemand nachgesagt! Aber so viel Kunstverstand besitzt er gewiß, sich für den Rezensenten zu schämen, der von ihm gesagt hat, er habe in manchen Szenen Girardi »überragt«. Diese Bereitwilligkeit, am Mangel zu völlern und an der Fülle zu hungern, ist auf dem weiten Erdenrund nur in dieser Stadt anzutreffen. Ich wünsche es ihr von Herzen, daß sie den reichsten theatralischen Schöpfer ihrer Gemütszone verliert, dem in kälterem Klima die besten kritischen Kenner gehuldigt haben. Er hat es nicht notwendig, sich von Reportern den Mangel literarischen Ehrgeizes vorwerfen zu lassen. Er darf sich auch vor Ungezogenheiten schützen, die im Dienste der journalistischen Kulissenpolitik begangen werden. In Berlin, der Zentrale des literarischen Snobismus, hat man noch immer mehr Verständnis für die Eigenberechtigung eines schöpferischen Schauspielers. Mit dem Trottelgerede von dem niedrigen literarischen Niveau, auf dem Girardi siegt, verschont man ihn dort, weil man weiß, wie spärlich die dramatischen Gelegenheiten sind, die auf der Höhe der Kunst dieses Darstellers stünden. Wenn er sich von einem Buchbinder einen Pappendeckel liefern läßt, so bleibt er ungebunden; nie vermöchte ein großer Künstler sich selbst auszuschöpfen, wenn er zugleich einer anderen künstlerischen Persönlichkeit diene. Soll die Literatur auf die Bühne gehören, dann dient ihr im besten Fall der Regisseur, der ein mittelmäßiges Ensemble in der Hand hält, aber nie die darstellerische Individualität. Neunzehntel Shakespeare wird an dem größten Schauspieler zuschanden. Das hat Goethe erkannt, aber ein Wiener Reporter würde es nicht zugeben. Herr Reinhardt in Berlin, heißt es, habe eigens für Girardi einen Nestroy—Zyklus arrangieren wollen und Girardi zog einen Buchbinder—Zyklus vor. Wer die Anklage liest, muß davon überzeugt sein, daß Girardis objektiver Geschmack die Wahl getroffen hat. Daß er Herrn Buchbinder für eine bedeutendere Erscheinung hält als Nestroy, wird über allen Zweifel gestellt. Ich halte nun jenen für einen szenischen Handlungsgehilfen und diesen für den tiefsten satirischen Denker, den die Deutschen nach Lichtenberg gehabt haben (in seiner Nähe den Namen Heine zu nennen, empfinde ich als Blasphemie). Wie hat dieser außerordentliche Geist auf der Bühne geschaltet? Er stellte sich an die Rampe einer gleichgültigen französischen Possenhandlung und ließ an ihr seine Lichter aufflammen. Trotzdem blieb es noch dunkel.

Denn seine Blitze zwingen den Leser zur Bewunderung, im Theater wird — durch die Nestroy ähnlichste Darstellung — kaum mehr als das Ergötzen an der lustigen Situation lebendig. Philosophischer Witz, aphoristisch erhöhter Humor — ich kann mir nicht denken, daß selbst das aufnahmefähigere Publikum des Schauspielers Nestroy auf der Höhe gestanden hat, die von einem Erfassen solcher Geistigkeit vorausgesetzt wird. Wie gestaltet Girardi? Er ist nur Schauspieler. Er nimmt eine gleichgültige Possenhandlung und zeigt an ihr seine Wunder. Sie sind anderer Art als die Nestroys, unvergleichlich Bühnenhafter. Er spielt an einem Schund sich selbst. Es ist die törichteste Meinung, daß er mehr böte, wenn er Nestroy spielte, weil er dann weder Nestroy noch sich selbst spielte. Girardi ist ein wienerischer Typus für sich, der vielleicht von der Raimundseite kommt und sich gewiß an keinem Punkt mit der Welt Nestroys berührt. Daß er die Aphorismenkette des komischen Raisonneurs, der aus dem ureigenen Nestroy'schen Geist redet, nicht abhaspeln könnte, versteht sich; aber er wurzelt auch außerhalb der breiten Komik der zweiten Figur der Nestroy—Welt, des Scholzischen Typus. Er ist eben Girardi selbst, der am Anfang einer Reihe von Komikern steht. Da er nicht Possen schreibt, muß er sie sich liefern lassen. Notwendig hätte er es nicht; er schafft ja doch aus dem Stegreif. Aber es gehört der ganze literarische Snobismus der Reinhardt—Gesellschaft und ihr ganzes Nichtverständnis für theatralische Individualitäten dazu, Girardi einen Nestroy—Zyklus zuzumuten. Ein vollkommener Routinier wie Herr Thaller, der die überkommene Form des dünnen Sprechkomikers beherrscht, ist als Weinberl, Kampl, Ultra, Titus Feuerfuchs durchaus glaubhaft. Was sollte einer, der völlig anders ist als Nestroy und dabei ein Eigener, mit diesen Gestalten anfangen? Die Theaterfremdheit hätte recht, wenn sie Herrn Thaller in solchen Rollen über Girardi stellte, ganz so wie sie einst Herrn Schweighofer gegen ihn ausgespielt hat, der auch nicht mehr war als der gewandte Faiseur einer gegebenen Tradition. Girardis Popularität ist auf den ersten Blick unbegreiflich. Die Eigenen sind sonst immer im Nachteil; besonders in der Literatur, wo sie sich selbst statt der »Sache« dienen. Daß Girardi trotz seiner unerreichten Feinheit und Selbstherrlichkeit beliebt werden konnte, beweist, daß zu den Dingen der Theaterkunst das Publikum immerhin noch jene Beziehung hat, die ihm zu den anderen Künsten fehlt. Die Journalisten haben zu nichts Künstlerischem eine Beziehung. Darum ist es möglich, daß sie Girardi zu einem Nestroy—Zyklus zureden und Herrn Kainz in einer Raimund—Rolle protegieren. Einen Valentin Girardis, in dem dann ausnahmsweise die schauspielerische und die dichterische Persönlichkeit zusammenfließen, können wir leider nicht an jedem Tag sehen. Hat er ihn aber einmal gespielt, so bleiben uns die Tränen für ein Jahr in den Augen, und unvergeßlich hallt die Aufforderung des Todes in uns weiter. Springt Herr Kainz ein, dann leg' ich meinen Hobel hin und sag' der Welt ade!

Karl Kraus.

* * *

Ein Bild dieser Welt. In der Gerichtssaalrubrik ein Prozeß wegen Verführung unter der Zusage der Ehe: »Und so entstand allmählich eine Liebesbeziehung, bei der immer ihre *Ehre* streng gewahrt blieb.« »Die Beziehung zwischen dem Paare blieb nun dieselbe, an Innigkeit naturgemäß zunehmend, aber doch in bestimmten Grenzen bleibend.« Da — in Steinamanger geschah es: er unternahm »einen Verführungsversuch in illoyaler und verwegener Weise«. Trotzdem: »sicher ist eines, daß das Mädchen *unbescholten* heimge-

kehrt war und daß er sich nach acht Tagen mit ihr verlobte, womit er ihr ein Zeugnis gab, daß er sie der *Achtung* mehr als je wert halte.« Es versteht sich von selbst, daß er sie anspucken würde, wenn sie ihm damals den Gefallen getan hätte. Aber er hört nicht auf, sie auf die Probe zu stellen, ob sie seiner Achtung wert sei. Endlich bringt er sie doch »zu Falle«. Nachdem sie ihm einen so klaren Beweis niedriger Gesinnung geliefert hat, kann von einer Heirat füglich nicht mehr die Rede sein. Trotzdem »schenkt« sie ihm noch etwas, nämlich ein Kind. Er will aber mehr, nämlich Geld. Das braucht er für eine Reise, um sich mit einer andern zu verheiraten. Das Gericht verurteilt ihn. Mit Unrecht. Er hat nur die Konsequenz aus einer Moral gezogen, die in ihrer Terminologie des Lebensgenusses Worte wie: »Ehre«, »unbescholten« und »Achtung« hat ... Überschlagen wir das unerfreuliche Zeitungsblatt. Auf der letzten Seite feiert die bürgerliche Gesellschaftsordnung Frühlingserwachen. Denn dort wünscht sich ein »fescher Engrossist« mit einem vermögenden Fräulein zu verehelichen und erbittet Anträge unter »Maiglöckchen«.

* * *

Jetzt könnte Herr Toselli seine Daseinsberechtigung erweisen. Wann sollte denn die Gelegenheit zum Ohrfeigen gegeben sein, wenn nicht in diesem Falle? Die 'Neue Freie Presse' läßt sich aus Florenz depeschieren, die ehemalige Gräfin Montignoso sei von einem Knaben entbunden worden: »das freudige Ereignis wird aber noch geheimgehalten«. Und die 'Zeit' setzt zu ihrer Depesche mit jener vielsagenden Ruhe, die selbst das übliche »Kommentar überflüssig« verschluckt, hinzu: »Die Hochzeit der Gräfin Montignoso mit dem Pianisten Enrico Toselli fand am 27. September 1907 in London statt.« Mutter, Kind und Herr Lippowitz befinden sich wohl.

* * *

Daß eine Gummikrise in Rio de Janeiro nicht eine »Gummikrise in Argentinien« ist; daß der Thronfolger nicht gleichzeitig »in der deutschen Kürassieruniform«, die weiß ist, und »in der blauen Ulanenuniform« gesehen werden kann; daß über die Bedeutung des toten Ludovic Halevy nichts gesagt ist, wenn man das Urteil Hanslicks über »Orpheus in der Unterwelt« zitiert und daß dieses Buch dem Toten »die Unsterblichkeit in der Geschichte der Operette« nicht sichern kann, weil es nämlich von Hektor Cremieux ist — all dies ist gewiß belanglos und neben der großen Kulturverpestung, die von der 'Neuen Freien Presse' ausgeht, ein kleiner Mangel. Ich weiß zufällig, von wem »Orpheus« ist, aber wenn man mich, ehe mich Leser aufklärten, auf den Kopf zu gefragt hätte, wo Rio de Janeiro liegt und wie die deutsche Kürassieruniform aussieht und ob man sie nicht auch als Ulanenuniform auffassen kann, ich hätte den Frager entgeistert angestarrt. Wo mir der Ehrgeiz fehlt, zu wissen, fehlt mir auch die Pflicht. Wohl aber interessiert es mich gelegentlich — Gelegenheit wäre täglich — zu zeigen, wie die Presse auf ihrem ureigensten Gebiet, dem der tatsächlichen Aufschlüsse, ihren getreuen Geistesmob in die Irre führt. Und wie unerschüttert der Glaube an die Offenbarungen einer Pythia bleibt, die für das Geschäft weiter nichts mitbringt als ihre Ignoranz.

* * *

Gegen den groben Unfug, die Operette des Herrn Julius Bauer durch eine Serie von En—suite—Durchfällen in ein Jubiläum zu bugsieren, wendet sich mit Recht der Musikreferent der 'Arbeiterzeitung'. Trotzdem kann er nicht umhin, Herrn Bauer neben seinem Librettistenberufe einen Schriftsteller und zwar einen ungemein witzigen zu nennen, »einen scharfen und scharfsinnigen Kritiker, der in ernsten Kunstingen sein vielbeachtetes Urteil abgibt«. Er fordert ihn auf, sich die unwürdige journalistische Kampagne für seinen Operettenschund im Interesse der Standesehre zu verbitten. An den »ernsten Schriftstellern« selbst liege es, diesem Treiben Einhalt zu gebieten. Sonst riskiere der Stand das Mißtrauen des Publikums und die »Verdächtigungen der publizistischen Harpyen, die uns unser tägliches Brot beschmutzen«. Man schickt mir die Notiz ein, also soll wohl ich getroffen sein. Daß meine Verachtung jenes geistigen Handwerks, durch das sich ein »täglich« Brot verdienen läßt, auch der sozialdemokratischen Journalistik gilt, daraus habe ich nie ein Hehl gemacht. So viel Besinnungsfähigkeit hätte ich ihr aber trotzdem zugetraut, daß sie nicht in einem Atem einen Hochzeitshumoristen einen ernstesten Schriftsteller nennen und über meine Tätigkeit mit jenem verunglückten Vergleich zur Tagesordnung übergehen könne. Von musikalischen Dingen verstehe ich nichts und es wäre immerhin möglich, daß einer bloß deshalb, weil er Bach heißt, noch nicht mehr davon verstehen muß als ich. Aber ich möchte es Leuten, die keinen geraden Satz zustande bringen, doch dringend raten, von schriftstellerischen Dingen ihre Meinung zu lassen. Diesem und den jungwiener Genossen. Was da in Wien geistig herumkrabbelt, davon lasse ich mir wirklich nicht einmal die Ferse jucken. Es sind Läuse im deutschen Blätterwald oder, wenn's hoch geht, Wanzen aus Heines Matratzengruft.

* * *

Ein Schmerzensschrei des Festzugspräsidenten:

»Ursprünglich dachten wir an einen Fassungsraum sämtlicher Tribünen für 180.000 Personen. Da kamen die Behörden und reduzierten den Fassungsraum, so daß nur Plätze für 88.000 Personen übrigblieben ... Zur Zeit des Makart'schen Festzuges hatte Wien eine Bevölkerung von einer Million Seelen. Damals gab es Tribünen für 75.000 Menschen. Heute, wo Wiens Einwohnerzahl zwei Millionen erreicht, will man bloß 88.000 Menschen auf den Tribünen dulden!«

Es ist unglaublich, wie einsichtslos die Behörden sich der Entwicklung entgegenstellen. Daß mit der Zunahme der Bevölkerung auch eine Steigerung des Bedürfnisses, einen Festzug anzusehen, Hand in Hand geht, ist klar. Nur ein Gedanke beherrscht heute die Bevölkerung: Dabei sein! 1908: Zwei Millionen Seelen und ein Gedanke!

* * *

Frühlings Erwachen.

Einen Gruß an Frank Wedekind, geschrieben nach der ersten Aufführung der Dichtung im Deutschen Volkstheater, bittet mich ein junger Student zu bestellen. Er verdient als Ruf des Dankes der in Finsternissen erkannten Jugendseele gehört zu werden. Und gewiß durch die Vermittlung der 'Fackel'. »Denn von wo aus«, heißt's in dem Begleitbrief, »könnte ich den Dichter bes-

ser grüßen, als von dem Orte, wo Sie so oft für ihn die ... Waffe Ihrer Feder führten!«

Ein Dornengarten wächst, von Rosenhecken,
Von heuchlerischen, leuchtenden umblüht:
Dort spielen Eltern leichten Sinns Verstecken
Mit ihrem Kinde, das vom Suchen glüht

Und blutend von der Dummheit Peitschenhieben
Und unter unerhörten Lasten geht,
Und dessen Frühlingshassen, Frühlingslieben
Kein Menschheitsführer gütevoll versteht —

Das ist die Jugend, die wir alle trugen
In jenen gar nicht fernen Knabenjahren,
Wo dürre Lehrer unsere Sinne schlugen,
Weil sie dem warmen Leben nahe waren,

Weil sie der Zeugung Wunder heißer priesen
Als Zeugniswunder, als den Vorzugsgrad
Und uns zu Höhen und in Tiefen wiesen,
Die eines Lehrers Fuß noch nie betrat.

Und nun kamst *Du!* Mit dichterstarken Händen
Rissest die Lügenhülle Du herab,
Um den Erwachenden den Trost zu spenden,
Den niemals so noch ein Erwachter gab.

Ich grüße Dich aus meiner tiefsten Seele!
Denn was ich litt — bei Dir gewanns Gestalt
Und meiner ersten Jugend »Schuld und Fehle«
Hat gestern wieder mir ins Herz gehallt.

Zwar, Hänschen Rilow durfte nicht erscheinen,
Und Hänschen Rilow hab' ich gar so lieb;
Doch konnt' ich über Melchiors Mutter weinen,
Die ihrem Söhne keine Mutter blieb.

Und Wendla, Moritz, sah ich, denen beiden
Der erste Frühlingsbraus das Leben schließt
Und sah — Dich selbst mit einem Lächeln scheiden,
Das freilich mir noch unerreichbar ist.

Und sah noch eins: Die Herrn in Frack und Smoking,
Die Damen mit dem feisten Dekolleté
Empfanden Dein Gedicht als äußerst shoking.
Oder als angenehmes frissonner ¹.

Nun, ihre Herzen haben dicke Bäuche
Und ihre Triebe sind schon etwas matt
Und Jugendleid und —Lust ist ihnen Seuche,

1 gruslig

Und Hunger stört sie nicht. Sie sind ja satt.

Ich aber habe das noch nicht vergessen,
Was mich des Keimens Tage einst gelehrt,
Und wie ich mich, verzweifelnd, alles dessen,
Was mich zu Boden drückte, nicht erwehrt.

Denn sind auch heute andere Qualen da,
Die mir des Maien holden Tag umnachten,
So sind doch jene noch mir traumhaft nah,
Die vor der Liebe mich unselig machten.

Wien, 10. Mai 1908.

Oskar Jellinek.

*

Eine andere Kundgebung der Jugend, eine »idealere«, mehr aus dem Schulbücher-Verlag bezogene. Sie spielte sich während einer Vorstellung von »Wilhelm Tell« im Deutschen Volkstheater ab. Ein Mädchen sprach:

Hochverehrter Herr Direktor! Durch Ihren liebenswürdigen Entschluß, im Jubiläumsjahre Sr. Majestät unseres Kaisers eine Reihe von klassischen Vorstellungen für Schüler zu geben, haben Sie einem großen Teil der Wiener Schuljugend eine außerordentliche Freude bereitet. Noch stehen wir unter dem mächtigen Eindrucke der Begeisterung, welche die Worte unseres Lieblingsdichters in unserem Gemüte hervorriefen, und frohen Herzens danken wir im Namen unserer Mitschüler, daß wir Gelegenheit hatten, hier diesen weihevollen Worten lauschen zu können. Durch künstlerisches Wirken haben die hochverehrten Damen und Herren die idealen Gestalten unserer Klassiker unserem Verständnis nähergebracht. Wir haben den Geist des Edlen und Guten, der aus den schönen Worten unserer Dichter weht, tief empfunden, und wir geloben, uns dadurch, ein Beispiel zu nehmen, nur Wahres und sittlich Gutes zu wollen zur Ausbildung unseres Charakters. Die Liebe zu unseren deutschen Dichtern ist neu entfacht und gestärkt, und sie wird uns eine nie versiegende Quelle der Kraft sein, welche wir in späteren Jahren zum Helle unseres, des deutschen Volkes verwenden wollen! Aber noch aus einem anderen Grunde danken wir Ihnen hochverehrter Herr Direktor, aus vollem Herzen. Wir wissen, daß der Reingewinn dieser Vorstellungen dem Ottakringer Lehrerhilfskomitee zufließt, welches denselben zur Beköstigung armer Schulkinder verwendet. Für die armen hungernden Kinder, denen der Segen Ihres Wirkens zugute kommt, dankt Ihnen unser Kindermund mit einem aufrichtigen Vergelts Gott! Wir bitten Sie, hochverehrter Herr Direktor, diese Blumen gütigst anzunehmen. Die Kinder des Frühlings seien Ihnen ein Zeichen unserer Dankbarkeit, ein Sinnbild unserer Verehrung. Möchten Sie der Jugend, der Schule auch fernerhin Ihr Wohlwollen, Ihre Güte erhalten!

Was soll aus einem jungen Mädchen werden, das sich an dieser Phrasenunzucht des Edlen und Guten heranbildet, das in einer feierlichen Ansprache die »Ausbildung des Charakters« gelobt, die Blumen »Kinder des Frühlings« nennt, selbst zugibt, daß es einen Kindermund habe, und durch »denselben« den Herrn Weisse, den Vater der Jugend, zum Schutze nationaler Interessen anruft? Man müßte »Schulmänner«, die ein armes Geschöpf zu solch widernatürlicher Betätigung zwingen, auf Erbsen knien lassen! Ist eine Vor-

stellung von »Wilhelm Tell« für die Entwicklung der jungen Mädchen unerlässlich, so sollten doch mindestens derartige Possenauftritte hinter den Kulissen und deren Bekanntmachung durch die, Theaterreklame erlässlich sein. Am Abend spielen sie »Frühlings Erwachen« und am Nachmittag muß Wendla an Phrasen glauben, die ihr der Lehrer Affenschmalz aufgesetzt hat.

*

Was aus einer Jugend wird, die solche Ansprachen hält? Wenns ein Knaube ist, so wird er »Schriftsteller«. Er hält dann — wohlgemerkt, in einer Zeitung, nicht vor dem Grab — einen Nachruf für einen verstorbenen Theatersekretär, in dem die folgenden Sätze stehen, die, hol mich der Teufel, schon einmal seit der Erfindung der deutschen Sprache in Verwendung gebracht sein müssen:

Ein Leben, das in strenger und von wirklicher Liebe zum Berufe durchdrungener Pflichterfüllung aufging, hat einen jähen und ergreifenden Abschluß gefunden ... Er stand nicht auf einem beneidenswerten Posten. In schwerer Krise hat er die Leitung des Raimundtheaters übernommen, bereitwillig in die Bresche tretend, die durch den Abgang Direktor Lautenburgs entstanden war. So gelang es ihm, das ihm anvertraute Fahrzeug zwischen Klippen und Untiefen hindurch in ruhigeres Fahrwasser zu lenken, und es war seine innigste, leider die letzte Freude seines Lebens, den Stern des Raimundtheaters in freundlicherem Lichte erglänzen zu sehen ... So wenig er bestrebt war, seine Person in den Vordergrund zu schieben, so sehr mag er sich darüber gefreut haben, daß es ihm gegönnt war etc. Er hat hier Freunde gefunden, die Stadt und ihre Menschen waren ihm unendlich lieb geworden, und an dem Raimundtheater hing er bis zu seiner letzten Stunde mit besorgter Zärtlichkeit. Noch in seinem schweren Leiden, vor einer lebensgefährlichen Operation stehend etc. Heiterkeit und gute Laune gaben seinem Wesen das Gewinnende, machten ihn zu einem guten, gemütlichen Gesellschafter. Im Dienst streng und durchaus gewissenhaft, war er im persönlichen Verkehr liebenswürdig, jovial und von aufrichtiger, oft herzlicher Wärme. Er hat sich in der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit in Wien viele Freunde gewonnen, die mit reger Teilnahme das Schicksal beklagen werden, das ihn — nach jahrelangem selbstlosen Mühen endlich zu persönlichen Erfolgen gelangt — rasch und unerbittlich hinweggerafft hat. Es war ihm nicht mehr vergönnt, seine Aufgabe, der er sich mit so viel Eifer und Hingabe gewidmet, zu Ende zu führen, das ihm anvertraute Schifflin in den Hafen zu lenken ...

Solche Nachrufe für Theatersekretäre schreiben die, die einst solche Ansprachen an Theaterdirektoren gehalten haben.



Gottesurteil.

Hadmar von Hornsberg wurde in Eberstorf auf der Burg seines Ohms erzogen. Als er nicht mehr zu Füßen der Frauen saß, sondern zu Jagd und Fehde an seines Magen ¹ Seite ritt, begab es sich eines Tages, daß er durch die Galerie des Wintbergturme ging und seine Base, Gertrud ihm entgegen kam.

Als Kinder hatten die zwei mitsammen getollt und gespielt, dann lernte sie zu Boden seh'n, er trug den Blick umso freier: das trennte sie. Die Galerie war schmal, und als die Beiden aneinander vorbei drängten, umfaßte Hadmar das Mädchen und küßte es. Die Wirkung des Kusses war unermesslich.

Das Mädchen stieß ihn mit äußerstem Abscheu zurück und lief wie in Todeshast die Treppe zum innern Hof hinab. Dort auf dem Rasen sah Hadmar sie zusammensinken und als er nacheilte, wand sich ihr Leib in Krämpfen, so daß der erschrockene Jüngling laut schrie, worauf Gesinde kam und Gertrud ins Frauenhaus getragen wurde.

Von diesem Tage an sprach Gertrud wenig, und ihrer Wangen Rot erlosch. Ängstlich war sie bedacht, den jungen Ritter zu meiden und verbarg ihr Antlitz, wenn er unversehens vorüber kam. Hadmar seinerseits konnte sich zwar nicht erklären, wie ein Kuß so tiefe Wirkung übte, da er aber sah, wie die Jungfrau litt, merkte er, daß er an ihr schuldig sei und versuchte mehrmals, Verzeihung zu erlangen. Er kam jedoch nie über die ersten Worte hinaus, weil Gertrude heftig zu zittern begann, wenn er vor ihr stand. Also mied auch Hadmar das Mädchen und hätte das Erlebnis vielleicht vergessen, wenn er nicht hätte fühlen müssen, daß die Jungfrau ihn mit Haß und Verleumdung aller Art verfolge. Dies dünkte Hadmar eine unheimliche Wesensänderung der Kindheitsgespielin, er verlor den Schlaf darüber, und der Aufenthalt in Eberstorf ward ihm unleidlich. Während er noch erwog, ob er von seinem Ohm Urlaub begehren sollte, um sich nach Hornsberg, der väterlichen Veste zu begeben, kam ihm der Eberstorfer zuvor und entließ ihn, ja er jagte ihn beinahe davon, denn er sah nach den vielen Anklagen, welchen der junge Hadmar selten und unkräftig widersprochen, in seinem Neffen eher einen verkappten Verräter als einen treuen Anverwandten. Bitteren Herzens sprach Hadmar in der Stunde des Abschieds zu Gertrud und fragte, warum sie eines Kusses Schuld so hoch werte. Da rief sie: »Hadmar, ich glaube, Ihr träumt. Wann hättet Ihr mich je geküßt?« Hadmar erzählte das Begebnis ausführlich, wobei ihm vor Erstaunen über des Mädchens Wort die Lippen bebten, aber da begann sie zu zittern wie stets, wenn er zu ihr sprach und er merkte, daß sie nicht hörte, was er sagte. Also verließ er sie und die Burg seines Ohms und war ihm die Brust durch des Rätsels Verdoppelung erschüttert, da sie ihn haßte, weil er sie geküßt und doch nicht wußte, daß ers getan.

Hadmars Vater war ein trotziger Ministerial, ein Feind der schwäbischen Eindringlinge, die Herzog Albrecht ins Land brachte; den Abend seines Lebens füllten blutige Kämpfe, in denen er nicht unterlag, weil er bei während der Fehde starb. Hadmar schloß Frieden mit dem Habsburger, aber er mied den Hof zu Wien, woselbst ihm als Sohn des alten Hornsbergers wenig Gnade zu hoffen schien. Unversehens ward er jedoch durch herzoglichen Befehl nach Wien berufen, der Herzog trat ihm zürnend entgegen, denn es waren Anzeigen eingelaufen, daß er gegen das geheiligte Haupt konspirierte, ja der Verschwörer Rädelsführer sei, die des Herzogs Schwager, den König Wenzel, auf

1 Mage - Verwandter

den österreichischen Thron setzen wollten. Hadmar beteuerte seine Unschuld, und weil Beweise nicht erbracht waren, nicht einmal der verborgene Ankläger sich zeigte, begnügte sich der Herzog mit Einziehung der Hornsberger Güter Sallapulka und Hötzelsdorf zur Warnung und künftigen Darnachachtung.

Anlässlich dieses Aufenthaltes in Wien, trat der Magistrat an Hadmar heran, ob er nicht die vom Herzog geraubte Reichsunmittelbarkeit durch Hadmars Hilfe wieder erlangen könnte. Bevor der Ritter sich entschied, waren diese Unterhandlungen bei Hofe bekannt, diesmal war Hermann von Landenberg sein Ankläger, ein Schwabe, der erst vor kurzem mit schmalem Beutel den österreichischen Boden betreten und hier zu Ansehen gekommen war. Die neuerliche Anklage brachte dem Hornsperger den Verlust des schönen Gutes Kattau, und Hadmar verließ fluchtartig die Stadt, in der ihm gänzliche Verarmung drohte. Er hielt sich still auf seiner Veste, aber es verging kaum ein Jahr, in dem nicht Anklagen die Ungnade des Wiener Hofes genährt hätten, wobei immer der Landenberger als unerklärlicher Widersacher gegen Hadmar stand. Als der Ritter von einer Pilgerfahrt aus Rom zurückkehrte, fand er gar seine Stammburg ausgeräuchert und es hieß zwar, daß bäuerliche Mordbrenner die Täter gewesen seien, aber der Name des Landenbergers spukte in der Gegend, und Hadmar zweifelte nicht. Jedermann wußte, daß der Landenberger Hadmars grimmigster Feind war, aber niemand außer Hadmar wußte, daß Gertrud, des Landenbergers Weib, hinter alldem stecke und Hadmar behielts für sich; denn sollte er sagen, daß aller Haß aus eines geraubten Küssleins Zorn gewachsen sei? Wie flüchtiges Wild jagte ihn diese Frau, nie war ein Weib in Liebe treuer als Gertrud ihm im Haß. Vor dem geborstenen Wartturm, in dem die Krähen nisteten, tat Hadmar einen Schwur, ließ die Burg wieder aufbauen und wohnte in einem Häuschen daneben, denn er hatte gelobet, die Burg seiner Väter nicht eher zu betreten, als bis er an seinem Erzfeind gerächt sei. Also rüstete er und überfiel, nach ehrlich angesagter Fehde des Landenbergers Fähnlein, machte viele nieder und nahm den Ritter selbst gefangen, nachdem er ihm eine tiefe Wunde geschlagen hatte.

Hermann von Landenberg ward in ritterlicher Haft gehalten, aber seine Wunde schloß sich nicht, er siechte dahin. Hadmar, der unbeweibt geblieben, saß an seinem Schmerzenslager, und der kranke Ritter, den Siechtum und naher Tod milde stimmten, gestand, was Hadmar längst wußte, daß Gertrud des unheilvollen Hasses Entfacherin gewesen und ihn mit nimmer müdem Schüren bis zur letzten Fehde erhalten habe. Hadmar hing an den Lippen des kranken Ritters, er wollte immer mehr und mehr von Gertrud hören, ob er vielleicht des alten Rätsels Lösung vernähme, aber des Kinderkusses ungeheure Wirkung stieg bis zum Himmel und Hadmar konnte sie nimmermehr ergründen. Da hieß er den Landenberger sein Weib zu seiner Pflege in die Gefangenschaft zu bestellen und obwohl ihm vor Gertrud im Innersten graute, sah er doch keinen andern Weg, um das Geheimnis seines und ihres Daseins zu lösen.

Und Gertrud kam. Im binsenbestreuten Prunksaal trat sie Hadmar gegenüber, blond, stahlblauen Auges, jung, fast kindlich, als wären diese zwanzig Jahre spurlos an ihr vorbeigeronnen. So unversehrt schien die Frau, als hätte eine Vorsehung die schlanke Jugend für späte Zwecke bewahren wollen. Aber Hadmar war grau.

»Ich danke Euch, daß Ihr gekommen seid,« sagte er.

»Nicht Euretwegen kam ich,« entgegnete die Frau.

»Ihr haßt mich?« fragte der Ritter.

»Habt Ihr mir nicht den Gemahl zu Tode verwundet?« rief die Frau.

Da überwältigte Hadmar der Schmerz, denn er fühlte allen Haß, mit dem diese Frau ihn alle seine Tage gehetzt, und diese Frau glich seinem fernem Jugendspiel. Er gedachte des Kieselbaches und der blumigen Au, des Schlupfes hoch im Lindenwipfel, er dachte an alles, was einstmals war, und er rief zweimal: »Gertrud, Gertrud!« Sie wandte sich ab. Hadmar geriet in eifervollen Zorn und beschloß die Sache an ein Ende zu bringen. Er hielt ihr in eiliger Rede die vielen übeln Dienste vor, so sie ihm schon in Eberstorf und dann in Wien und anderwärts erwiesen, faßte sie schließlich am Arm und sprach mit starker Stimme: »Alles dies um einen Kuß!«

Gertrud zuckte unter dem Worte zusammen und sagte tonlos: »Ich weiß nichts von einem Kuß!«

»Teufelin!« rief da der Ritter, indem er ihren Arm umso fester umklammerte, »Du sollst nicht von der Stelle, ehe Du des Hasses Grund gestehst!« Gertrud begann zu zittern, ward fahl und sank zu Boden. Der Ritter erschrak, ihm schien, als hätte er dies schon einmal erlebt. Er legte die ohnmächtige Frau auf eine Truhe, rieb ihr Hände und Wangen und bemühte sich um sie. Sie faßte seinen Kopf, zog ihn zu sich und küßte ihn lange, wobei sie die Augen geschlossen hielt und augenscheinlich schlief. Der Ritter riß sich los und verließ das Zimmer.

Am andern Tage war der Landenberger gestorben. So mußte Hadmar die Witwe mit dem Leichnam ihres Gemahls entlassen. Die Bestattungsfeier war kaum vorüber, da erhielt Hadmar strengen Befehl, vor dem Richterstuhle des Herzogs Albrecht in Wien zu erscheinen. Es wollte ihm schier das Herz verbrennen, als er in Wien hörte, er sei des Folgenden bezichtigt: er habe der Gattin des verwundeten Landenbergers die Auslieferung des Ritters angeboten, wenn sie für eine Nacht Hadmars Bett zu teilen sich entschlösse. Gertrud habe kräftig widerstrebt, da aber der Landenberger immer schwächer wurde, habe sie des Wüstlings Begehren erfüllt. Am selben Abend sei der Landenberger verschieden, und Hadmar, habe ihr arglistig verschwiegen, so daß sie wider Wissen und Willen in ihres Gemahls Todesstunde in den Armen eines andern gelegen sei. Darauf wolle sie das Gottesurteil der Feuerprobe bestehn.

Der Herzog saß im Kreise seiner Räte, ein rotglühendes Eisen ward mit Zangen hereingetragen, Gertrud trat vor, den rechten Arm entblößt, sie faßte das feurige Metall mit nackter Hand und legte es vor des Herzogs Stuhl zu Boden, sachte und ohne mit der Wimper zu zucken, daß jedermann im Saale schwieg und Gottes Stimme zu vernehmen meinte.

Hadmar sah dem allen zu als wie im Traum. Er leugnete nicht, er war müde zum Sterben.

»Es ist nötig, der Frau die Ehre wieder zu geben«, sagte der Herzog. Der Ehevertrag wurde sofort aufgesetzt, im selben Nachmittag fand die Trauung statt. Vor der Kirche war ein Schafott errichtet, der Henker erwartete nach des Herzogs Befehl den verbrecherischen Ritter. Hadmar hatte sich nicht anders versehen. Gertrud aber, die jetzt des Hornsbergers Gattin war, schauderte, sie bat den Herzog um Gnade. Als dies vergebens war, lief sie die Stufen zum Blutgerüst hinan und rief zu allem Volk: »Ich habe gelogen, Hadmar ist unschuldig und aller Ehren voll!«

Zweifelnd sah der Herzog um sich. Aber es dünkte Hadmar leichter zu sterben, als mit diesem Weibe zu leben. Er sagte: »Um mich zu retten, lügt sie jetzt. Bedenkt die Feuerprobe.«

»Die Feuerprobe!« schrie das Volk.

Da zog Gertrud einen Dolch aus dem Gürtel und schnitt Wunden in ihren rechten Arm, daß das Blut aus den Adern spritzte: »Ich bin gezeichnet, mein Arm ist empfindungslos«, sagte sie, »die Feuerprobe war Betrug.«

Sie erblaßte und sank. Hadmar kniete bei ihr nieder, sie umschlang ihn mit blutendem Arme und flüsterte ihm ins Ohr und sprach zu ihm, bis sie starb.

Fritz Wittels.

* * *

Der Sündenpfehl ¹.

Die bürgerliche Gesellschaft besteht aus zwei Arten von Männern, aus solchen, die sagen, irgendwo sei eine »Lasterhöhle« ausgehoben worden, und solchen, die bedauern, die Adresse zu spät erfahren zu haben. Die Einteilung hat den Vorzug, daß sie sich in einer und derselben Person vollzieht, weil nicht Gegensätze der Weltanschauung, sondern bloß Umstände und Rücksichten für die Wahl des Standpunktes maßgebend sind. Man würde aber fehlgehen, wenn man glauben wollte, daß die sittliche Entrüstung und die Begierde in übersichtlicher Weise nebeneinander gelagert sind; sie greifen vielmehr ineinander und sind unaufhörlich damit beschäftigt, ihre Kräfte gegenseitig zu steigern und ihr Objekt zu vergrößern. Jetzt sind es gerade 1908 Jahre, daß dieser eifersüchtige Kampf zweier Lebensprinzipie andauert, in dem die Entrüstung sich an der Begierde und die Begierde an der Entrüstung nährt, in dem die Welt immer moralischer wird, je unsittlicher, und immer unsittlicher, je moralischer sie wird. Es würde am Ende gar keine Lasterhöhlen mehr geben, wenn sie nicht ausgehoben würden, denn bis zu dem Zeitpunkt, da eine ausgehoben wird, ist sie ein friedliches Bürgerhaus. Die Phantasie wälzt sich auf Lotterbetten, und die Sittlichkeit ist die Enttäuschung darüber, daß es kein Laster gibt. Sie schließt mit Recht die Augen vor einem Sündenpfehl; denn wenn sie ihn sähe, würde sie sich über Langweile beklagen. Sie wendet sich von Abgründen der Unmoral, deren Gähnen eine ansteckende Wirkung hat. Das bißchen Laster, das hin und wieder in deutschen Landen zustande kommen mag, ist nur eine Folge der übertriebenen Gerüchte, die darüber verbreitet werden. Um nicht zu weit hinter ihrem Ruf zurückzubleiben, tut die Unsittlichkeit manchmal so, als ob sie da wäre; die Blamage ist noch immer groß genug, wenn's an den Tag kommt, was an den Tag gekommen ist. Nur Staatsanwälte und Berliner Bohémiens glauben an das Laster. Wenn irgendwo in einem separierten Zimmer zwei Leute gesessen sind, so muß nicht die Bibel gelesen worden sein; aber aus der Beobachtung, daß das Zimmer versperrt war, geht auch noch nicht hervor, daß eine schwarze Messe gelesen wurde. Bloß das Dunkel, das heutzutage über eine gottgefällige Handlung gebreitet werden muß, hat diesen Glauben genährt. Man ahnt aber gar nicht, wie sündenrein das Leben verlief, wenn die Moral daran nicht Anstoß nähme. Seitdem ich einmal erfahren habe, daß eine Unschuld vom Lande durch die Bemühungen einiger Idealisten aus einer Lasterhöhle der Großstadt befreit und der Familie zurückgegeben wurde, und seitdem ich weiß, was dann weiter geschah, wie das Mutterauge sie doch erkannt und der Vater zur Blutschande gezwungen hat, und wie sie sich am andern Tage aus den Familienbanden in die Lasterhöhle rettete, die nichtsnutzige Person, seitdem weiß ich, wie berechtigt der Abscheu vor dem Laster ist. Ach, die Perversität des Le-

¹ Aus dem 'Simplicissimus'. [KK]

bensgenusses zeigt uns in Haus und Gesellschaft ihre abschreckendsten Formen und schafft das Bedürfnis, von Zeit zu Zeit in ein Bordell zu gehen und sich wieder daran zu erinnern, daß Reinheit des Empfindens ein unverlierbares Gut ist. Und wo kommt denn noch heute, in dieser Welt des Unfriedens, die bürgerliche Gesittung zu Ehren, wenn nicht bei den paar Kupplerinnen? Um ihretwillen müßte Sodom vor der Zerstörung bewahrt bleiben. Sie haben sich in die Bresche gestellt und standhaft der Unmoral gewehrt, die aus der Familie, aus den Klöstern und aus adeligen Instituten in die Bordelle einzudringen drohte. Aber sie trotzen auch der Verleumdung; denn eine Legende behauptet, daß ihre Häuser sich die vornehme Abgeschlossenheit zunutze machen, um erotischen Vergnügungen als Schauplatz zu dienen. Soll man sie ernstlich gegen einen Vorwurf verteidigen, der der verdorbenen Phantasie der bürgerlichen Gesellschaft entstammt? Die Kupplerinnen dienen einer schlichten Naturnotwendigkeit, die den sittlichen Vorzug hat, daß sie die Beteiligten nicht für das ganze Loben aneinanderkettet und wenigstens nach ihrer Erledigung jeden nach seiner Fassung selig werden läßt. Sie gewähren der Erotik, die eine abgefeimte Betrügerin der Natur ist, keinen Unterschleif, sie servieren die Hausmannskost ohne Gewürze, sie weisen mit Entrüstung jede Extravaganz zurück, die vom horizontalen Pfad der Tugend abweicht. Wir leben ein jammervolles Dasein der Illusionen, und nur bei den Kupplerinnen ist Wahrheit. Selbst ihre Lügen wurzeln in der Realität und sind noch immer verlässlicher als unsere Einbildungen. Sie teilen die Erscheinungen des Lebens in schwarz und blond oder in groß und klein oder in stark und schlank, sie haben eine Ästhetik, die in jedem Seminar tradiert worden könnte. Ihr Haus ist in allen Beziehungen das Abbild einer verlorenen sozialen Ordnung, Die Welt ist vom Wahn der Gleichheit beherrscht, hier gibts noch Klassegegensätze. In der Welt kann der Unterschied zwischen einer Adelligen und einer Bürgersfrau mit Geld überbrückt werden, hier bezeichnet das Geld die Rangstufe und keine adelige Gesinnung vermag den sozialen Abstand zwischen zwei Kupplerinnen wettzumachen. Aber die Kupplerinnen sind nicht nur ein Kitt des gesellschaftlichen Lebens, das in der Zeiten Unrast zerfällt, sie sind auch eine Staatsnotwendigkeit, an deren Erhaltung die höchstgestellten Personen ein Interesse haben, und es gibt politische Gemeinschaften, in denen man eher mit dem § 14 regieren kann, als ohne die Frau Löwy. Und da man sie auch notwendiger braucht als einen voreiligen Staatsanwalt, der es auf ihren Hausfrieden abgesehen hat, so kann es geschehen, daß sie diesen in der Karriere überflügelt. Eine soziale Schädlichkeit der Kupplerinnen wäre überhaupt nur in ihrer Geneigtheit zu erblicken, das Risiko der gesetzlichen Strafe zu ein bißchen Ausbeutung zu benützen; aber man wird nicht sagen können, daß sie mehr Wucher treiben als unbedingt notwendig ist, um sich in der bürgerlichen Gesellschaft zu behaupten. Solange die Kupplerinnen den Staat nicht um die Steuer betrügen, liegt kein Grund vor, ihre Ehrenrechte anzutasten und ihnen etwa auch jene Titel abzuerkennen, die zu führen sie berechtigt sind; denn manchmal nennen sie sich Doktorin, Professorin, Rätin oder dergleichen und heben sich schon dadurch von den vulgären Gelegenheitsmacherinnen ab, die infolge schlechter Geschäfte fortwährend eine Verfolgung zu gewärtigen haben. Tatsächlich gelangen manche Kupplerinnen zu hohem Ansehen und bringen es sogar zuweilen zu einer präsidiierenden Stellung in einem Verein zur Bekämpfung des Mädchenhandels. In jedem Zweig der sozialen Hilfstätigkeit sind sie vertreten, und als einmal an eine die Frage gestellt wurde, was denn ein halbwüchsiges Mädchen bei ihr zu suchen habe, meinte sie, zu Hause werde das Kind nur verdorben, weil die Mutter Liebhaber empfangt,

und auf die Frage, ob die Abwesenheit des Mädchens zu so später Stunde nicht dennoch auffällig sei, hatte sie die selbstbewußte Antwort: »Erlauben Sie, Herr Doktor, die Mutter weiß doch, wo das Kind ist!« Als sie später verhaftet wurde, war das Bedauern ein allgemeines. Sie hatte viel für die Witwen und Waisen getan, und kein Polizeibeamter war unbeschenkt von ihrer Schwelle gegangen. Man fragte sich auch mit Recht, seit wann es denn Sitte sei, Wohltäterinnen bei Nacht und Nebel nach dem Gefängnis zu eskortieren. Es war ein Ausnahmefall. Die Behörden sind durch Schaden klug geworden und hüten sich in der Regel vor den ehemals so beliebten Mißgriffen. Es mag noch hin und wieder vorkommen, daß statt einer anständigen Frau eine Kupplerin belästigt wird, aber der Schrei der Entrüstung, der dann jedesmal durch die Öffentlichkeit geht, mahnt die Behörden zur Vorsicht. Es versteht sich von selbst, daß die meisten Kupplerinnen Schutzpatroninnen der Kirchen ihrer Heimat sind und das Geld, das sie von gemeinnützigen Zwecken beziehen, gemeinnützigen Zwecken wieder zukommen lassen. Der künstlerische Geschmack und der religiöse Sinn des deutschen Hauses, die in der bürgerlichen Gesellschaft vielfach durch Snobismus und Heuchelei entstellt sind, finden sich nur mehr bei ihnen vertreten. Schon im Vorzimmer fällt einem das Muttergottesbild auf, das man nicht in allen Bürgerswohnungen trifft, und während es kaum ein Familienheim mehr gibt, das nicht den Ehrgeiz hätte, von Van der Velde eingerichtet zu sein, wird hier noch der altdeutsche Stil in Ehren gehalten. Eine stehengebliebene Pendeluhr zeigt, daß dem Glücklichen keine Stunde schlägt, ein tönernes Schwein dient keiner versteckten Symbolik, sondern der Sparsamkeit, und über dem Bett hängt eine idyllische Alpenlandschaft, in der die Kühe grasen und die Stiere sich's gut gehen lassen. Auch muß man sagen, daß die Kupplerinnen streng dynastisch fühlen und zwar zumeist für das serbische Königshaus. Sie datieren die Weltgeschichte von der Zeit, da die Obrenowitsch noch in Blüte standen, und bezeichnen den Königsmord als die Wende in der Entwicklung des Mädchenhandels. Ergreifend wirkt die aus tiefer Geschichtsauffassung geschöpfte Klage, wenn Alexander statt der Draga, die an allem schuld war, die Finerl geheiratet hätte, die er »durch uns kennengelernt hat«, alles wäre anders gekommen: »Da hätt' es kein Gemetzel gegeben!« Solche und hundert ähnliche Erkenntnisse kann man aus dem Munde der Kupplerinnen hören, wenn man auf den aussichtslosen Wahn verzichtet, bei ihnen Abenteuer zu finden. Die gesunde Ahnungslosigkeit, mit der sie dem Laster gegenüberstehen, gleicht die übertriebenen Vorstellungen, die die Welt von ihrer Tätigkeit hat, durch einen Humor aus, der besser ist als alle Freuden der Sinne. Die Naivität, die sich in einer Lasterhöhle verbirgt, lebt selbstzufrieden dahin und gerät in grenzenloses Staunen, wenn es der Zufall wirklich einmal will, daß sie ausgehoben wird. Dann aber hat der Humor ein Ende, die Kupplerinnen werden aus einem Erwerb gestoßen, mit dem alle Beteiligten einverstanden waren, und versinken rettungslos in dem Sündenpfehl der bürgerlichen Gesellschaft.

Karl Kraus.



»Keines der jetzigen Kulturvölker hat eine so schlechte Prosa wie das deutsche. Sieht man nach den Gründen, so kommt man zuletzt zu dem seltsamen Ergebnis, daß der Deutsche nur die improvisierte Prosa kennt und von einer anderen gar keinen Begriff hat. Es klingt ihm schier unbegreiflich, wenn ein Italiener sagt, daß Prosa gerade um soviel schwerer sei als Poesie, um wieviel die Darstellung der nackten Schönheit für den Bildhauer schwerer sei als die der bekleideten Schönheit. Um Vers, Bild, Rhythmus und Reim hat man sich redlich zu bemühen — das begreift auch der Deutsche —, *aber an einer Seite Prosa wie an einer Bildsäule arbeiten?* — es ist ihm, als ob man ihm etwas aus dem Fabelland vorerzählte.«

Nietzsche.

* * *

Der Skeptiker¹.

Nach einem Spruche Goethes antwortet jedem Alter des Menschen eine gewisse Philosophie ... »Ein Skeptiker zu werden hat der Mann alle Ursache ... « Der Name des Skeptikers greift einen, allerdings bestimmenden Zug, das Zweifeln, aus der Summe von seelischen und physischen Anzeichen heraus, die das Wesen dieser Denk— und Lebensrichtung, den Inhalt und die Stimmung ihres Ausdrucks ausmachen aber der Name erschöpft nicht die Fülle ihrer Äußerung. Aus der männlichen Natur des Skeptikers ist allein seine Gestalt, sein Schicksal, Pathos und Wirkung seiner Persönlichkeit etwa zu entwickeln und zu verstehen.

Man betrachte einen geistigen, vom Leben schonungslos durchgebildeten, gehärteten, ausgeschärften, aber in seinem Wesen gleichgewichtig verharrenden Charakter. Aus einer reichlich aufnehmenden, von der Realität durchdrungenen Kindheit geht der Jüngling hervor mit einem meist überschwenglichen Kraftgefühl, das alle Aufgaben der Gesamtheit als persönlichsten Zweck an sich ziehen will in einem ungemessenen, weitsichtigen Selbstgefühl. Er bedarf der Erlebnisse als seiner eigentlichen Nahrung, denen er sich nicht anpassen kann, sondern die er willkürlich deutet, nicht ohne daß ihre Grausamkeit ihn immer wieder enttäuscht und abstößt. Er assimiliert sie in einem Prozeß fortgesetzter Enttäuschungen. Die Maßlosigkeit seiner Absichten, die Idealität, die er allem beilegt, gehören zu seinem Schicksal, die Leidenschaft, ja der Selbstbetrug, die Welt nach seinem Bilde formen zu können, sie nur durch sich zu rechtfertigen, sind ihm gemäß. Die tragischen Gestalten der ikarischen Jünglinge treten in jeder Generation von neuem hervor, von den ergreifendsten Dichtungen erfaßt: ein Werther und Niels Lyhne ². Das Leben erzeugte die Tragödie Heinrichs von Kleist. Diese Jugend ist todgeweiht. Den Idealisten überlebt der Skeptiker.

Der Mann hat Qualen und Enttäuschungen bestanden, deren jede eine Wunde geschlagen, die langsam vernarbt ist, nicht ohne einen leisen Schmerz, eine Frage statt einer Antwort, Zweifel statt Verzweiflung zu hinterlassen. Er hat die Schauer des Sterbens physisch und geistig vorempfunden,

1 Die guten deutschen Ausgaben von Vauvenargues und Laroche Foucauld (Eugen Diederichs), von Champfort (R. Piper & Cie.), die Auswahl von Lichtenbergs Schriften (E. Diederichs) und insbesondere der eben erschienene erste Band einer vollständigen Übertragung der Essays von Montaigne (Berlin, Wiegandt & Grieben) geben den Anlaß zu diesem Versuche einer Darstellung des Skeptikers. [KK]

2 Eine Novelle von Jacobsen

den Untergang von Überzeugungen, das Scheitern von Gefühlen, den Wechsel von Neigungen, die Veränderungen des Urteils, die Vieldeutigkeit sittlicher Begriffe erfahren. Körper und Geist mußten sich an die verschiedenen Klimate der menschlichen Zustände gewöhnen und im fortwährenden Wechsel von Gelingen, Ertragen, Sichverbergen und —offenbaren bestehen. Die Beweglichkeit der Jugend verliert sich, wie die geflügelten Pflanzensamen endlich irgendwo ruhen. Es gilt, zu wurzeln. Durch gesammelte Spannkraft wird der fühlbare Mangel an äußerer Veränderung ersetzt. Standfestigkeit ist das Kennzeichen dieses Charakters, der das Erleben, die Ereignisse nicht mehr aufsucht, sondern erwartet, nicht mit ihnen davonjagt, sondern in ihrer Mitte verharrt. »En vivant, en voyant les hommes, il faut, que le coeur se brise, ou se bronze ¹« (Chamfort ²). Diese Verhärtung bringt eine Art von Passivität mit sich. Wer möchte die Bedeutung der Neigungen, die Macht der Instinkte, die Herrschaft des Willens, alle Veranlassungen der Aktivität noch herbeiwünschen, der immer wieder an ihre Grenzen gemahnt wurde! Die Aktivität ist jetzt ganz auf die Fähigkeit des inneren Erlebens, des Erkennens, nicht auf das Sagen, sondern auf das Erwidern verwiesen, der Geist ist zu einer feinsten Wage der Erscheinungen geworden und bestimmt sie mit einer annähernden Objektivität. Die Antwort auf jeden äußern Anreiz erfolgt lebhaft, doch ohne den Mann außer sich selbst zu bringen. Das Erlebnis gilt nur mehr als ein Anschein. Der Mann erntet die Früchte seiner einstigen Niederlagen. Ehemals bestand seine Freiheit in Hingabe, jetzt in der Wahrung seines Selbst. Das Pathos der Jugend lag, darin, daß sie die eigene Kraft und die der Gesamtheit verkehrt einschätzte. Das Pathos des Mannes, des Skeptikers liegt in dem Wissen um die letzte Ohnmacht aller selbstischen Energie, die gleichwohl als die einzige Lebenswürdigkeit empfunden wird. Die unbedingte Bewegung, das vorwaltende Handeln der Jugend setzt eine so sichere, wie falsche und einfältige Wertung von Richtung und Ziel voraus, die verharrende, beobachtende Ruhe der Skepsis ist durch einen langsam erwachten, zähen Instinkt für das jeweilige Gegenargument bedingt. An Stelle *einer* Wahrheit treten vielfältige Gegenwahrheiten, die Gesinnung in Dialektik verfeinern. Die Leidenschaft, das Temperament sind von der Gefolgschaft einer einzelnen Idee oder Handlung losgezählt und gehören in einer Freiheit, die berauscht der eigenen Bestimmung inne wird, völlig der Argumentation. Früher mochte man in der Welt mitspielen und unterlag dem ganzen Schicksal des dargestellten Charakters. Jetzt erblickt man das Geschehen als Zuschauer und lenkt es an den Drähten der zugleich imaginierenden und überraschten Dialektik. Dies gibt einen Vorsprung des Skeptikers vor jeder Tat durch die Vorwegnahme aller ihrer Unzulänglichkeiten, vor jedem Abschluß durch die Vorwegnahme des Gegeneinfalls, vor der Leidenschaft durch die Antizipation ihrer Enttäuschung. Der Skeptiker führt mit lauter Enttäuschungen seinen Haushalt. Nur glaube man ihn nicht vor Verbitterung, Empörung, Zorn, Abscheu bewahrt. Aber er macht aus diesen Notwendigkeiten seine Freiheiten. Von der Bedingtheit alles Geschehens tausendfach gefesselt, lernt er eben sie gebrauchen, in der Ohnmacht des Lebens die Kraft seiner Anschauung genießen. Die Macht, die dem Tätigen in diesem kurzen Leben das einzige sichtbare Maß seiner Persönlichkeit bietet, wird verinnerlicht, durchgeistigt durch eine zugleich entsagende und wieder großartig ausschreitende Bewußtheit, die ihr Erkennen mit keinem Tun vertauschen möchte. Das heroische Pathos des Skepti-

1 Im Leben, beim Anblick der Menschen, muß das Herz zerbrechen oder verhärten, zu Bronze werden.

2 Im Original steht der Name Chamfort, über diesen ist aber nichts zu erfahren.

kers liegt darin, daß er seinem Erkennen die Würde, Lust und Bedeutung der Handlung und zwar ganz aus eigener Machtvollkommenheit verleiht. Eine Illusion, die vor der Enttäuschung geschützt ist, weil sie sich ihrer bedient und an ihr immer wieder erneuert wird. Dabei geht schließlich selbst der Wille zu positiver Lebensgestaltung lächelnd unter. Eine Erkenntnis, die ihren köstlichsten Anteil der Beute gerade aus der Torheit, den Irrtümern, der immer wiederkehrenden Schuld erhält, möchte die schwersten Mängel nicht missen, deren sie bedarf, um sich in Leiden und Lust zu erneuen. Sie würde die Torheit erschaffen, wenn sie nicht bestünde, das Schlechte erzeugen, um sich darüber zu erzürnen, das Unzulängliche aufziehen, um den Traum der Vollkommenheit zu erleben. Sein Leiden unter all der Widerwärtigkeit, Schwäche und Narrheit gibt dem Skeptiker das gute Recht, sie zu bejahen, da er aus seinen Empörungen sein einziges Glück schöpft. Man hört oft die theoretisch gerichteten Ärzte anschuldigen, daß sie über dem Erkennen des Übels dessen Heilung vergessen. Das ist ihre Skepsis. Die Krankheit ist ewig, die Arznei macht einen einzelnen Fall gut. Der Skeptiker hat an dem erledigten Einzelfall weiter kein Interesse. So werden Tat, Wirkung, Ruhm und Macht gegen den Genuß des Erkennens, gegen den Reiz der sich steigernden und am Widerspruch belebenden Dialektik, gegen die weiten Ausblicke der Erfahrung, Freude wird gegen Trost, Glück gegen Genügen, Sieg gegen Ruhe drangegeben. Eine leidenschaftliche, unbegrenzte Betrachtung kennt keinen Wunsch mehr, als sich selbst. Diese bei gesammelter Kraft scheinbar umso widerspruchsvollere Ruhe, dieser eifrige Müßiggang (nach Nietzsche »aller Psychologie Anfang«), dies ständige Sichfreireden und Sichlosdenken, diese Steigerung des geistigen Gehörs, des psychologischen Gesichts, dieses gelassene Schauen in alle Abgründe der Existenz bringt eine eigentümliche Heiterkeit hervor. »Beim Anblick alles dessen, was auf der Welt vorkommt, müßte schließlich auch der größte Menschenfeind heiter werden und Heraklit vor Lachen sterben« (Chamfort). Der Humor, die gute Laune des Scharfsinns, das durch die treffende Dialektik befriedigte und befreite Gemüt ist die Entschädigung des Skeptikers, wie denn der Humor im Grunde häufiger ein Ergebnis, als eine Gabe ist.

So verharret der Skeptiker kräftig auf dem tragenden Erdboden, durchaus geistig, aber nicht eigentlich spekulativ — müßige Spekulation haßt er als Tatsachengeist wie einen Urfeind — und hält sich von seinen nächsten Gefahren: dem Zynismus und der Mystik in gutem Abstand. Er wird unversehens ein Beispiel für getroste Lebensführung, was allerdings ein Lächeln abnötigt, denn das Genie des Erkennens ist nicht lernbar und der unvertretbare Wert der Erfahrung liegt nur eben im Erleiden.

Bei der kleinen Auslese der Geister, die aus dem unendlichen Erleiden diese geniale Erfahrung ziehen und das Erleiden der Wirklichkeit zu ihrem Glück machen, ist das Werk der Skeptiker leicht zu überblicken. Intensität, nicht Ausdehnung, Verdichtung zu einer komplexen Essenz kommt ihm in allen seinen Äußerungen zu. Auf das reale Leben, Umgang mit Menschen, Beobachtung der Leidenschaften, Ergründung von Sitten und Gemütszuständen angewiesen, ist diese Art der Betrachtung eine glückliche und einzige Mischung von künstlerischer Synthese und kritischer Analyse. Das »Als Ganzes Sehen«, das den Künstler ausmacht, liegt auch dem Schaffen des Skeptikers zugrunde, die Analyse gibt nur die Methode der Verarbeitung. Der darstellerische Impuls des Erkennenden, seine Fähigkeit, Analogien zu wittern, unerwartete Verwandtschaften aufzuspüren, geheime Motive zu entlocken, ein vieldeutiges Erlebnis zu vereinfachen, ein scheinbar einfältiges geistig zu

durchleuchten und von allen Seiten strahlend zu zeigen, macht jede Beobachtung des Skeptikers zugleich göltig und überraschend. In der ungelösten Verbindung mit dem täglichen Leben, in dem unwillkürlichen Aufsuchen der Probleme in allen realen Zuständen wird der unleugbare künstlerische Ursprung der seelischen Disposition deutlich, die den Skeptiker bestimmt. Aber die Auswertung dieses Materials geschieht beschreibend, nicht gestaltend, indem das Unmittelbare des Eindrucks gleichsam abgedampft wird bis auf seine Elemente. Diesem eigentümlichen Schwebezustand zwischen ästhetischer Anschauung und ethischer Formulierung, zwischen künstlerischer Intuition und gedanklicher Auslösung verdankt die skeptische Äußerung ihren unnachahmlichen Charakter einer treffenden Antwort, die nach einem Goethe'schen Wort einem lieblichen Kusse gleicht. So spotten selbst jene Schöpfungen des skeptischen Geistes, die einen rein künstlerischen Ausdruck gewählt, mit der reizvollsten Willkür jeder geschlossenen Darstellung, wie etwa Sternes »Empfindsame Reise«. Auch die Werke der »Humoristen« unterliegen zumeist der formauflösenden skeptischen Laune, wobei der Humor etwa als überwiegende Gefühlsenergie zur Gestaltung und rein künstlerischen Zusammenfassung der Anschauung drängt, bei einem endlichen Sieg des Erkennens und Durchschauens aber sich zum Witz, zur launigen und abstrakten Wendung des Wortes als höchsten Restes verflüchtigt (bei Jean Paul). So erscheinen die Übergänge vom Skeptiker zum Humoristen, wie die vom betrachtenden zum gestaltenden Künstler, vom männlich irdischen zum mystischen Geiste überaus zart abgestuft.

Die Form der treffenden Antwort, nicht in der allzu knappen Fassung des Spruches, sondern in der glücklichen momentanen Eingebung, in welcher alle zuströmenden Erwägungen die Vielseitigkeit des erhellten Problems veraten, ein dialogischer, nahezu dramatischer Charakter einer in ihrer Wesenheit verlautenden geistigen Situation macht die Aphorismen zu den hauptsächlichsten Mittlern der skeptischen Darstellung und gibt ihnen die zugleich klare und unheimlich weittragende Lebensstimmung, die über jedem Wort einen ungeahnten Horizont eröffnet.

Lichtenberg und Montaigne sind in einigem Belang Ausnahmen. Der erste durch das Mitspielen einer witzigen Phantasie, die den Einfällen ein barockes Kostüm überwirft und in Variationen über ein Thema sich ergeht, Gleichnisse leibhaftig jedem Einfall als Spiegelungen gegenüberstellt und oft nicht bloß mit dem treffenden Wort, sondern erst mit dem sinnfälligen Bilde sich beruhigt. Montaigne hinwiederum ist einzig durch die idyllische, ja epische Natur seines im Zuständlichen behaglich verweilenden, die Fülle ordnenden und schätzenden Geistes, der die Lust des Erkennens nicht in der augenblicklichen Entladung durch den Blitz des Einfalls büßt, sondern sie systematisch, durch eine scheinbar spielende Untersuchung erstreckt und vertieft, mit allen Organen auskostet. Keiner bedarf wie er, so zahlreicher Hilfen des Gedächtnisses, der Bildung, eine überreiche Anekdotik steht ihm zu Dienst, das alte Erbe der romanischen Erzählerfreude und die Gewohnheit der lateinischen Kultursprache, seiner Wahlmutterssprache, bleibt ihm unverkümmert.

Der Skeptiker macht durch die eigentümliche Weise seines Denkens die Erscheinungen leicht und durchgängig, er nimmt dem Schicksal seine Schwere und gibt ihm die Anmut des Spiels, des gewichtlosen Schwebens. Der Glanz seiner Heiterkeit hat einen wunderbar vertieften Gehalt: sie ist Wille, Schicksal, Selbsteroberung. Man blickt durch alles Menschliche wie durch Kristall. Es ist durchsichtig geworden. Die künstlerische Gestaltung gibt eine mittelbare Erkenntnis, indem sie die Realität in ihren Widersprüchen hinstellt und die

Wirklichkeit noch einmal gebiert, um sie zu erlösen. Die Aussage des Skeptikers gibt eine unmittelbare Erkenntnis, indem sie die Wirklichkeit sowohl voraussetzt, als überwindet, die Erscheinungen in ihrer Gesamtheit durchdringt und sich zugleich von ihnen befreit. Sie vereinigt alle Menschlichkeiten in einem Brennspiegel, der den Schein in Feuer, die Farbe in Licht, das Erlebnis in Schicksal verdichtet. Die skeptische Art der Umwandlung alles Daseins in Erfahrung ist so eigentümlich, daß zuweilen ein einziges Wort den Skeptiker besser kundgibt, als jeder Versuch einer Zugammenfassung dieses unvererblichen und unlehrbaren Besitzes, der im Grunde wieder geheimnisvoll und undurchdringlich bleibt, wie alles Naturgewachsene. »'Sich keine Illusionen mehr machen': da beginnen sie erst.« (Karl Kraus). Das sagt der Skeptiker. Das ist er.

Otto Stoessl.

* * *

Tagebuch.

Auch ein anständiger Mensch kann, vorausgesetzt, daß es nie herauskommt, sich heutzutage einen geachteten Namen schaffen.

*

In Lourdes kann man geheilt werden. Welcher Zauber sollte aber von einem Nervenspezialisten ausgehen?

*

Ich habe um mancher guten Entschuldigung willen gesündigt und darum wird mir vergeben werden.

*

Selbstbespiegelung ist erlaubt, wenn das Selbst schön ist. Aber sie erwächst zur Pflicht, wenn der Spiegel gut ist.

*

Der persönliche Umgang mit Dichtern ist nicht immer erwünscht. Vor allem mag ich die Somnambulen nicht, die immer auf die richtige Seite fallen.

*

Ihm gebührt das Verdienst, in die Anarchie des Traums eine Verfassung eingeführt zu haben. Aber es geht darin zu, wie in Österreich.

*

»Zu neuen Taten, tapferer Held, wie liebt' ich dich, ließ' ich dich nicht!« So spricht das Weib Wagners. Dem Helden müßte bei solcher Bereitschaft die Lust an den Taten und die Lust am Weibe vergehen. Denn die Lust an den Taten entstammt der Lust am Weibe. Nicht zu den Taten lasse sie ihn, sondern zur Liebe: dann kommt er zu den Taten. Solcher Psychologie aber entspräche auch das Wort Wagners, wenn nur die Interpunktion verändert wäre. Die Alliteration mag bleiben. Man lese also: »Zu neuen Taten, tapferer Held! Wie liebt' ich dich, ließ' ich dich nicht ...«

*

Omne animal triste. Das ist die christliche Moral. Aber auch sie nur post, nicht propter hoc.

*

Die wahre Beziehung der Geschlechter ist es, wenn der Mann bekennt: Ich habe keinen andern Gedanken als dich und darum immer neue!

*

Zur Vollkommenheit fehlt ihr nur ein Mangel.

*

Die Sündenmoral ist darauf aus, die Ursachen, auf die das Kinderkriegen zurückzuführen ist, zu beseitigen. Sie sagt, die Abtreibung der Lust sei ungefährlich, wenn sie unter allen Kautelen der theologischen Wissenschaft durchgeführt wird.

*

Was leicht ins Ohr geht, geht leicht hinaus. Was schwer ins Ohr geht, geht schwer hinaus. Das gilt vom Schreiben noch mehr als vom Musikmachen.

*

Wer nichts der Sprache vergibt, vergibt auch nichts der Sache.

*

Die alten Bücher sind selten, die zwischen Unverständliche und Selbstverständlichem einen lebendigen Inhalt bewahrt haben.

*

Auch die sprachliche Trivialität kann ein Element des künstlerischen Ausdrucks sein, nämlich des Witzes. Der Schriftsteller, der sich ihrer bedient, ist echter Feierlichkeit fähig. Das Pathos an und für sich ist ebenso wertlos wie die Trivialität als solche.

*

Werdegang des Schreibenden: Im Anfang ist mans ungewohnt und es geht deshalb wie geschmiert. Aber dann wirds schwerer und immer schwerer, und wenn man erst in die Übung kommt, dann wird man mit manch einem Satz nicht fertig.

*

Die bange Frage steigt auf, ob der Journalismus, dem man getrost die besten Werke zur Beute hinwirft, nicht auch kommenden Zeiten schon den Geschmack an der sprachlichen Kunst verdorben hat.

*

Eine exklusive Kunst ist ein Unding. Es heißt die Kunst dem Pöbel ausliefern. Denn wenn der ganze Pöbel Zutritt hat, ist es immer noch besser, als wenn nur ein Teil Zutritt hat. Ein jeder will dann exklusiv sein, und die Kunst beginnt von der Nebenwirkung des Exklusiven zu leben. Es besteht der Verdacht, daß die ganze moderne Kunst von Nebenwirkungen lebt. Die Musik von Nebengeräuschen, die Schauspielerei von Mängeln.

*

Da das Halten wilder Tiere gesetzlich verboten ist, und die Haustiere mir kein Vergnügen machen, so bleibe ich lieber unverheiratet.

*

Die Gesellschaft braucht Frauen, die einen schlechten Charakter haben. Solche, die gar keinen haben, sind ein bedenkliches Element.

*

Das höchste Vertrauensamt — Ein Beichtvater unterlassener Sünden.

*

Ein Leierkasten im Hof stört den Musiker und freut den Dichter.

*

Viele haben den Wunsch, mich zu erschlagen. Viele den Wunsch, mit mir ein Plauderstündchen zu verbringen. Gegen jene schützt mich das Gesetz.

*

Man könnte größenwahnsinnig werden: so wenig wird man anerkannt!

Karl Kraus.



Eulenburgs Briefe.

Fünf Jahre der Freundschaft, unter diesem Titel hat Philipp Graf zu Eulenburg seinen Briefwechsel mit Fritz von Farenheid herausgegeben. Das Buch wurde in wenigen Exemplaren gedruckt, war nur für Menschen bestimmt, die durch persönliche Beziehung zu den Autoren für den Inhalt empfänglich gemacht waren. Es brachte Gefühlsregungen und Stimmungsbilder, wie sie der Freund dem Freunde unmittelbar nach ihrer Entstehung bietet, ehe er sie mit logischen Festungswällen gegen feindliche Kritik gesichert hat.

Jetzt sind diese Briefe bruchstückweise in die Öffentlichkeit getragen worden, um einer gierigen Sensationslust zu dienen oder um in tendenziöser Weise beleuchtet und zu häßlichen Angriffen ausgebeutet zu werden. Da hat nunmehr die Öffentlichkeit auch einen Anspruch auf objektive Darstellung und Beurteilung des Werkes, und dieses selbst hat ein Recht darauf. Und zweifellos von Wert ist das Selbstporträt des vielbesprochenen Mannes, das er einst unbewußt Zug um Zug in seinen Briefen gezeichnet hat.

»Der Grund meines Wunsches, Ihre Bekanntschaft zu machen, hochverehrter Herr Baron, ist eine Sammlung von Briefen, die aus Ihrer Feder stammend als Manuskript gedruckt sind, und die ich — möglicherweise ohne dazu berechtigt zu sein — gelesen habe.« Diese Worte, die in dem ersten Briefe Eulenburgs an den ihm unbekanntem Farenheid enthalten sind, beziehen sich auf Farenheids »Briefe an einen verstorbenen Freund«. Der Adel der Kunst, der Geist einer reinen Freundschaft, fährt Eulenburg fort, die aus den Blättern des Manuskriptes zu ihm gesprochen haben, erregten diesen Wunsch, dem Verfasser persönlich nahe zu treten. Fritz von Farenheid, damals fast ein Siebziger, ist um dreißig Jahre älter als Eulenburg. Er hat sein Leben der Pflege der Kunst geweiht. Dieses Lebens Hauptwerk ist die wertvolle Sammlung künstlerischer Wiedergaben, die er auf seinem Gute Beynuthen erstehen ließ. Sie hat ihm reichlich Anerkennung getragen; die Akademie der Künste in Berlin ernannte ihn zum Ehrenmitglied, die Universität zu Königsberg verlieh ihm die Doktorswürde. Die geistige Atmosphäre dieses Mannes, die auch durch seine Briefe weht, ist der Gegenwart fern. Die Schönheit und das Ideal sind für ihn nicht bloß Begriffe, sondern fast plastische Wesen, sie sind seine Hausgötter, mit denen er im vertrauten Umgang lebt. In Eulenburg erkennt er den verwandten Geist, mit dem er die Fähigkeit des starken Empfindens teilt, an dem er die Genialität des Mitgeföhls bewundert. Kunst und Philosophie sind für Farenheid Zufluchtsstätten eines überreichen Geföhles, das er aus dem Bereich des Menschlichen geflüchtet, — gerettet hat. Er schreibt: »Diejenige Weltanschauung, welche das ganze Leben unter die Begriffe der Schönheit und der Liebe stellt, welche in dem sehnenenden Aufstreben nach der Schönheit, der Idee, die Verklärung des Lebens findet, wird wohl zu allen Zeiten nur eine kleine Genossenschaft bilden«.

Philipp Eulenburg steht zu sehr im Leben der Zeit, um den abgeklärten Frieden des Freundes teilen zu können. Aber seine Briefe zeichnet etwas Besonderes aus, das sie auf ein Kulturniveau von seltener Höhe erhebt: Das ist

das Suchen nach dem Menschen, die Sehnsucht nach Verstandesein und Liebe.

»Was bei weitem am meisten mich bewegt und erfüllt, es ist jenes rein menschliche Empfinden, das mir so lebenswarm entgegenquoll — jenes feine innige Verständnis für alles, was mich bewegt! Das ist der Schatz, den Sie mir bieten, nicht das Griechentum, nicht jene Philosophie der Glücklichen, die einen in alle Rätsel des Lebens und des Todes verstrickten Sterblichen trotz Aufwand größter Anstrengung nicht zu befreien vermag. In dem Gefühle des Verstandeseins liegt ein unbeschreiblicher Zauber, ein Segen, der von andern Welten kommt, ein Segen, der höher ist, als jede Beruhigung, die das Menschenherz aus dem Schatz seiner philosophischen Weltanschauung schöpft. Die Einsamkeit des Herzens ist das traurigste, was wir armen Erdgeborenen zu tragen erhalten. Wir bedürfen des 'Verstandeseins'. Das ganze hilflose Elend der Menschen liegt in dieser Notwendigkeit der Anlehnung, aber es liegt darin auch der ganze Reichtum des Lebens«.

Hier spricht ein Mensch, der die Gabe des Mitfühlens in erhöhtem Maße besitzt, der stets sich selbst im andern wiederfindet, dem fremder Schmerz und fremde Freude Erlebnis sind. Er schildert den Eindruck, den die Laokoongruppe des Vatikans auf ihn machte:

»— so könnte ich den Laokoon nicht ertragen! Er hat mich einmal schon krank gemacht! In früheren Jahren hatte er mich nicht berührt; andere Gestalten waren mir herzbewegender erschienen. Damals aber wurde ich durch dieses merkwürdige Kunstwerk so plötzlich und, so gewaltig erschüttert, daß ich nicht fähig war, ein Wort zu sagen ... Die Hoffnungslosigkeit, das gefesselte, ohnmächtige Ringen im qualvollen Leben — wiedergegeben in einem Bilde, so vollendet, daß kein Mangel den Beschauenden in dem Fluge seines Gedankens hemmt — es erschien mir, wie die Kristallisation der Erstarrung eines Schmerzes, der mich selbst bewegte: das sanfte Bild der Kindheit, des Todes konnte mich nicht beruhigen — es waren die Fesseln, die er trug, welche mich in jene Trostlosigkeit senkten, die ich kaum zu überwinden vermochte. Nein! Ich könnte auch heute nicht den Laokoon ertragen!«

Wäre das Buch, wie es heute zu wünschen ist, dem Publikum zugänglich, viele würden eine arge Enttäuschung daran erleben. Diese beiden Männer sind *immer mit Menschen beschäftigt und nie mit sexuellen Problemen*. Das ist unmodern. Ja, sie vergessen sogar, das Kunstwerk nach seinem Geschlecht zu fragen und ihre Gefühle beim Anblick von Statuen sexuell zu differenzieren.

Diese Briefe, deren Gegenstände Kunst, Schönheit, Freundschaft sind, gehören einer anderen Kultursphäre an, als jene der Interessenten ist, von denen sie heute als »Material« durchstößert werden. Dieses Interesse steht kläglich tief unter seinem Gegenstand. Es sei noch bemerkt, daß es bisher ein Übereinkommen der menschlichen Gesellschaft war, ein Denken und Empfinden, wie es hier geboten wird, schön, vornehm und edel zu finden. Man pflegte auch diese Liebe zum Menschen und zur Kunst zum Besten zu zählen, das die Kultur hochstehenden Menschen erreichbar macht.

*

Der Ausdruck leidet am Überschwang, am Superlativ. Der gute Geschmack, der fünfundzwanzig Jahre später gilt, wehrt sich gegen zu starke Worte, gegen jedes Schwelgen in Begriffen.

Das Zuviel weckt heute den Reflex des Mißtrauens gegen das Gefühl überhaupt. Aber — aus solchen Gefühlen für einen Freund heraus hat Philipp Eulenburg später einmal den seltenen Heroismus besessen, angesichts rings lauernder Gehässigkeit und Rachgier den Schwur, diesen Schwur zu leisten, der ihn ins Untersuchungsgefängnis führte. Man kann sich eben heute bei der Beurteilung der Schriften dieses Mannes der Frage nach seiner Persönlichkeit und Art nicht entziehen. Und dieser Persönlichkeit, so unzeitgemäß sie ist, wird man das Attribut der Vornehmheit niemals absprechen können. Wie aber wird die öffentliche Meinung das Gesamtbild eines Lebens beurteilen, in dem Kunst— und Menschenliebe so stark zum Ausdruck kamen? Die Antwort kann mit Sicherheit gegeben werden. Man wird mit sexuellen Maßstäben ans Urteilen gehen und Sexualgutachten einholen. Der Name des Doktor Magnus Hirschfeld wird wieder genannt, als der des berufenen Sachverständigen. Und selten lag der Mißbrauch der Sexualitätsmanie unserer Zeit so klar zu Tage, wie in diesem Falle, wo das Leben eines Menschen in den Beziehungen zur Kunst und zu vornehmen Menschen wurzelt, er seine Sexualität als Last empfindet, nur bestrebt ist, sie abzutun, wo immer, möglichst fern von den Stätten seines eigensten Lebens — vielleicht nur, um eben dieses Leben von ihr frei halten. Eulenburg wird das Opfer eines argen wissenschaftlichen Unfugs, der heute in Blüte steht.

Für gewisse Beziehungen der Menschen zueinander hatte die deutsche Sprache das recht brauchbare Wort Liebe. Bei wissenschaftlicher Analyse der Erscheinung stellte man zwei Bestandteile in ihr fest: Sexualität und Erotik. Ferner kam man zur Anschauung, daß die Sexualität das Primäre sei, alle Erotik nur ein »sekundärer Oberbau«. Über die Art des Zusammenhanges zwischen Erotik und Sexualität ist nichts bekannt; gewiß ist nur, daß sie einander bedingen. Vielleicht nur wie Nordpol und Südpol eines Magneten; man kann von dem Vorhandensein des einen auf den andern schließen, man kann sie auch recht wohl als Gegensätze bezeichnen. Nie dürfte man den einen für den andern in die Rechnung einführen. In moderner Wissenschaft aber wurde es üblich, die Begriffe Erotik und Sexualität beliebig zu verwechseln. Und dort, wo der Wissenschaftler besonders gründlich sein will, streicht er den »sekundären Oberbau« überhaupt und hält sich nur an die Sexualität. Diese Wissenschaft übt dann Kritik am Liebesleben der Menschheit: es ist ungefähr dasselbe, wie wenn ein gewissenhafter Kunstkritiker von einem Gemälde den sekundären Oberbau der Farbe abkratzen würde, um sich an die Beurteilung der darunter liegenden primären Leinwandfaser zu halten. Das ist der Wert, den Sexualgutachten für die Beurteilung eines Menschen haben.

Aber besonders ungeeignet ist diese sexuelle Basis für jene Verteidigung gleichgeschlechtlicher Liebe, die mit dem Namen des Doktor Magnus Hirschfeld verknüpft ist. Homosexuelle Menschen! Sexuelle Menschen! Wie erbärmlich wenig das ist! Und damit, unter diesem Schlagwort, führt man eine Verteidigung vor einem Forum von Kulturmenschen. Die Erotik wird für diese wissenschaftliche Strömung nur ein Hilfsmittel, um über sie hinweg Sexualität nachzuweisen. Jeder erotische Freundschaftsbrief Goethes könnte ihn für diese Leute zum »Homosexuellen« stempeln und darum wohl auch jeder sexuelle Akt mit einem jungen Herrn X. für sie zum Goethe. Solcher Unfug mag hingehn. Aber die Menschenopfer soll man dieser Propaganda verweigern, es soll unmöglich sein, einen Menschen, der ein Leben voll Geist und

Erotik führte, mit dem verhältnismäßig geringen Bruchteil des Sexualitätsgehaltes zu strangulieren. Hier ist die Medizin zur Charybdis geworden, in die menschliches Empfinden, das dem Strafparagrafen ausweicht, unweigerlich gerät. Und das im Dienste einer im vorhinein verlorenen Sache. Was zwecklos ist, kann nur geduldet nicht besonders geachtet werden. Und zwecklos ist jede Sexualität, die nicht die Zeugung will. Es ist unbestreitbar wahr: »Für die Norm in der Sexualität gibt es eine große Richtlinie, sie heißt Fortpflanzung«, und alles andere ist ein Abirren von ihr. Aber es gibt noch andere Richtlinien im Bereiche des Menschlichen, und eine von ihnen heißt Kultur, für sie spielt die Erotik jene Rolle, die bei der Fortpflanzung der Sexualität zufällt: Befruchtung. Sie wirkt im Geistesleben von Mensch zu Mensch, freilich ohne vorher nach dem Geschlecht gefragt zu haben.

Ob »homosexuelle« Privatinteressen geschädigt werden, wenn man den Primat der Sexualität fallen läßt? Wenn man sich der anderen Richtlinien erinnert, das menschliche Liebesleben nicht nur nach der zu leistenden Zeugungsarbeit, sondern auch nach seinen kulturellen Wirkungen in Kunst und Leben einschätzt? Das Gegenteil ist offenbar! Die Homoerotik hat in der Kultur das Größte gewirkt. Nennt man die Namen derer, die unter ihrem Antrieb schufen, von Sokrates zu Michel Angelo, Shakespeare und in die neueste Zeit, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren, daß dieser Erotik eine stärkere, kulturelle Kraft innewohnt, als jeder andern. Diese Erotik vermag es, die ihr zugehörige Sexualität vor dem Urteil der Menschheit zu tragen, so gut, zumindest, wie die Heterosexualität ihre für »die große Richtlinie der Fortpflanzung« so zwecklose Erotik trägt. Diese Sexualität ist nicht perverser vor der Kultur, als die Liebeslieder alter Zeiten gemessen an der Fortpflanzung. Am Maßstab liegt es!

Deutsche Gerichte werden eine sprachlich interessante Begriffsbestimmung des Wortes »Schmutzerei« zu machen haben. Wo beginnt diese? Bei dunkeln Anspielungen auf das Privatleben politischer Gegner, beim Fallenstellen für verängstigte Zeugen? Oder wird es gar nicht zu der ethymologischen Betrachtung kommen? Fürst Eulenburg hat geschworen — wenn man den Darstellungen der Blätter glauben darf —, das Gesetz nicht übertreten und keine Schmutzerelen begangen zu haben. Da sollte es jedem, der sich das Leben und Denken des Mannes vor Augen hält, von vorneherein klar sein, daß ein Meineid nur im ersten Teile des Schwurs enthalten sein kann. Vielleicht hat der Mann sich gegen den Paragraphen vergangen; das wäre denkbar; Schmutzereien begangen hat er sicher nicht!

Otto Soyka.

* * *

Übersetzung aus Harden.

<p>Auf dem Gerichtstisch der Kruzifixus Ein Wort den Hirnzentren einprägen Hundertmal ist aus keuchender Brust auf Eissprossen die Furcht in den Kopf geklettert, <i>nicht zu dau-</i></p>	<p>Auf dem Gerichtstisch das Kruzifix Ein Wort sich merken ?</p>
--	--

ern, bis all dies Grausig—Scurrile
den Mitlebenden erzählt ist

Das Leiden der Physis

Die schmutzig graugelben Wangen
der Preßschakale feuchteten Trä-
nen, wenn die annoch pompöseste
der trois soeurs melodramatisch
kam oder das treue Gemüt des Ro-
benlyrikers Sello unter dem Eiser-
nen Kreuz in unsäglichem Weh auf-
winselte, wie in Sternbergs Tagen

Pflichtbewußtsein leuchtet, der stol-
ze Glanz einer Persönlichkeit aus
dem über die Schöffen herragenden
Haupt; und der Schauer empfindet:
Dieser sucht und besinnt nur das
Recht

In dem rotwangigen Weißkopf zit-
tert vor verhaltener Erregung

Der Antaios, der wieder auf heimi-
schem Boden ringt

Ein gutmütiger Oberbayer, der
Zunge und Faust nicht gern feiern
läßt, wenn ihm ein Läuslein über
die Leber gelaufen ist

Ein Vergnügen, dem Mann zu lau-
schen. Hold wuchs ihm der Schna-
bel nicht; aber er ziert sich auch
nicht und jedes Wort hat den
Schmack des Erlebten

Unser Richter sucht bei der Übertra-
gung ins Hochdeutsche dem Wort
seinen Wesensruch zu wahren

Ungefähr dreißigmal haben Polizei
und Gerichte ihn gegepönt

Nicht für schlimm makelnde Tat

Die Krankheit

Meine Kollegen von der Tagespresse
waren gerührt, wenn die Gräfin
Danckelmann als Zeugin auftrat
oder der Advokat Sello, den ich wie
meine sämtlichen früheren Advoka-
ten auch als Lyriker protegiert habe
— während der Jetzige Dramatiker
ist —, nicht anders plädierte als in
den Tagen des Sternberg—Prozes-
ses, da mich seine Verteidigung be-
geisterte

Der Oberlandesgerichtsrat Mayer in
München ist mit der Berliner
Schwierigkeit fertig geworden und
hat in Ehrenbeleidigungssachen
zurecht erkannt, daß der abwesende
Fürst Eulenburg nach § 175 schuldig
sei

Der Bernstein ist aufgeregt

Bernstein, der wieder in München
plädiert

Der resolute Milchhändler Riedel,
der die Wahrheit sagen muß, wenn
ihm Herr Harden über eine tiefer
unten liegende Partie gelaufen ist

Er ist ein Grobian; aber wenn er er-
zählt, was er vor fünfundzwanzig
Jahren erlebt hat, so lauscht jeder
Schmock mit Vergnügen

Der Mayer sucht bei der Übertra-
gung ins Hochdeutsche dem Wort
seinen wesentlichen Gestank zu
wahren

Der Riedel ist leider vorbestraft

Nicht für entehrende Handlungen

<p>Des Sexualtriebes Befriedigung hat die junge Seele schon gekitzelt</p> <p>Er ging ins Zivile</p> <p>Der Feldafinger</p> <p>Seit diesen Vorgängen ist viel Wasser durchs Würmbett gelaufen</p> <p>Der in der Thurmstraße Gebietende</p> <p>»Was gings Dich an, Tropf, damischer?« fragt Frau Riedel</p> <p>Die Augen mühen sich, dem Ausfrager zu sagen: »Redst damisch daher, Tropf Du, eiskalter«</p> <p>Das Gehirn assoziiert im Gangliondunkel die Möglichkeiten</p> <p>Wer scharf hinschaut, ahnt indem ganglion ciliare die Furcht, hinter dem pupillarischen Spottversuch die bange Frage, was die nächste Minute wohl bringen könne</p> <p>Der Zeigfinger</p> <p>Die Herren, die vom Mann heischen, was dem Normalen das Weib gewährt</p> <p>Vor Gericht die Spinatgartenschande ausspreiten</p> <p>Das Ohr läßt von außen her keine Schallwelle durch das ovale Fenster ins knöcherne Labyrinth</p> <p>Die Magennerven langen nach Fut-</p>	<p>(z. B. sexuelle)</p> <p>Der Riedel war keine Unschuld mehr</p> <p>Er quittierte [den Dienst]</p> <p>Der Riedel</p> <p>Lang, lang ist's her</p> <p>Isenbiel</p> <p>(Überaus seltene Dialektwendung der Grunewaldbauern, ähnlich nur noch bei den Kuhmägden von Mürzzuschlag, die, bekanntlich seinerzeit über den Bezirkshauptmann Hervay sagten: »Der kann in der Brautnacht ein Mensch nicht von einer Jungfer unterscheiden und will im Mürzbezirk hier der Höchste sein!«)</p> <p>(Siehe oben)</p> <p>Der Fischerjackl hofft doch noch, daß nichts herauskommen wird</p> <p>Dem Fischerjackl wird entrisch zu Mut</p> <p>Der Zeigefinger</p> <p>Die Homosexuellen</p> <p>Als päderastischer Zeuge von Herrn Harden geführt werden</p> <p>Man hört nichts</p> <p>Ich bin hungrig</p>
--	---

ter	
Das Gefäß, dem ein Kindlein entbunden werden kann, mag Eifersucht bewachen	Auf eine Frau kann man eifersüchtig sein
Die im Pflichtbett lieblos gezeugte Brut	Die Kinder verheirateter Homosexueller
Die Gefühlsdominante bergen	Seine Anlage verheimlichen
Die weit von der Norm abbiegende Wesenskurve verhüllen	Den homosexuellen Trieb verbergen
Der von heldischem Wuchs im Generalsrock nahm ein Weib und schuf ächzend im Schoß der Ungeliebten die Frucht	Graf Hohenau verheiratete sich und wurde Vater
Der kränkelnde, in der schweren Schule der Verstellung scheu gewordene Sinn schweift über das seiner Brunst widerstrebende Diesseits hinaus	Päderasten werden Mystiker
Der Gesandtschaftsekretär letzt sich an dem achtzehnjährigen Jakob Ernst	Eulenburg geht mit Ernst ein Verhältnis ein
Küsse, die von Gethsemane her unter Männern in Verruf sind	Judasküsse nach § 175
Im Hagestolzenheim, das dem Tarifeden einer Luxusdirne ähnelt, neben dem breiten Himmelbett das neuste Buch des just in die Mode gelotsten Sexualmystagogen haben	In seiner eleganten Junggesellenwohnung sich auch geistig beschäftigen (Tarifeden lies Tarif—Eden)
Soll der Schoß deutscher Frauen aus edel gezüchtetem, unerschöpftem Stamm verdorren, weil dem Herrn Gemahl Ephebenfleisch besser schmeckt?	Sollen die deutschen Hausfrauen unbefriedigt ausgehen, weil sie einem kultivierten Geschmack zu langweilig sind?
Die zurückgestaute Wahrheit stürzt über die Beinpfosten der Mundschleuse	Der Fischerjackl beeilt sich, die Wahrheit zu sagen
Der Ruch der Männerminne	Der Verdacht der Homosexualität
Der Justizrat fältelt die Wange	Bernstein wird nachdenklich

Das mühsam in die Backen geknit- terte Lächeln barg kaum noch die schwarze Sorge	Hinter dem verlegenen Lächeln des Fischerjackl verriet sich die Angst
Den Magyarenhochmut so zu ritzen, daß die Wunde dann mit der Zriny- rede überpflastert werden mußte, die dem Hähnchen auf dem ungarischen Globus den Kamm schwellen ließ	Die Ungarn zuerst zu demütigen und dann durch die Rede auf Zriny wieder übermütig zu machen
Britenfräuleinromane	Gouvernantenromane
Zwei Interviews aus der ersten Mai- dekade	Zwei Interviews vom Anfang Mai
Der Schänder ehrlich reifender Mannheit	Eulenburg

* * *

Eulenburgs Stil. Eine Beschreibung vom Tode des Königs von Bayern, schlicht und künstlerisch. »Der Mann schreibt nicht schlecht. Ein bißchen *schwülstig, im Stil pretiöser Damen* ... Manche Bilder sind abgeguckt; manche gehen nicht zusammen. Und die Interpunktion ist merkwürdig mangelhaft«. Darum streicht Herr Harden wenigstens das Genitiv—s aus dem Eulenburg—Zitat heraus. Es ist trotzdem weitaus das Beste, was je in der 'Zukunft' gestanden hat. Ein Beispiel, wie Bilder gut zusammengehen, folgt aber sogleich: Der geritzte Magyarenhochmut mit der durch die Zrinyrede überpflasterten Wunde und dem Hähnchen auf dem ungarischen Globus, dem der Kamm schwillt ... »Keine Persönlichkeit. Keine Eigenwärme. Noch die überschwingende, übersprudelnde Rede fühlt sich eiskalt an; funkelt manchmal wohl (von geliehenem Glanz), wärmt aber nie.« Wessen Stil? Eulenburgs natürlich!

*

Der Münchener Richter: »Endlich sehe ich ihn also, von dem ich so viel gehört habe«. Stimmung, in der einer vor Goethes Antlitz trat. »Wird er auch heute der gute Richter der Legende sein?« Er wird. »Was sagen Sie zu unserem Mayer?« »Unser Oberlandesgerichtsrat«. Ein »Musterrichter«. »Lassen Sie mich nur machen«, sagt Bernstein. Mayer ist »der Größte im Saal. Auch der Weiseste. Der sicherste Menschenbehandler. Ein Richter.« »Eines Holbein Haltung und Haupt.« Ja, er, nur er, hat den Riedel dazu gebracht, die »Kramilla« zuzugeben, und den Ernst, daß der Fürst mit ihm »die Gaudi, die Lumperei« gemacht habe. Jeder im Saal »hat Unvergeßliches erlebt«. »Was sagen Sie zu unserem Mayer?« »Gratuliere.« »Heute noch wird er verhaftet.«

*

Was ist bedenklicher? Wenn ein Journalist seinen Richter »unsern Richter«, oder ein Fürst seinen Fischer »meinen Fischer« nennt?

*

Ein rührender Zug: Der Angeklagte Städele »trägt eine *Samtweste*. Wer löst die Rätsel willkürlicher Assoziation? In dieser wichtigen Stunde, vor der

Entscheidung eines Kampfes, dem seit einem Jahr all meine Kraft hingegeben ist, klammert der überreizte Sinn sich an dies gleichgültige Kleidungsstück; muß ich, wider Willen, denken: *Solche Weste habe ich auch*; und der Abende mich erinnern, da ich sie, *auf noch gesunder Brust*, trug. *Unbegreiflich dumm*. Zolas Saccard fällt mir ein, der, während ein Börsenorkan ihn aus Besitz und Ansehen fegt, der in seinem Hof erfrorenen Kamelie nachjammert. (Ein gar so schlechter Psychologe war der eitle Spätromantiker von Medan doch nicht.) Nun spricht Herr Städele ... «

*

Noch ein rührender Zug: In der Mittagspause in die Odeon—Bar. »*Geröstete Nieren*«, »Aus dem Gerichtshaus kommen wir, von der Zurichtung eines Scharfrichterwerkes: und schmausen. Geröstete Nieren. Hastig und still ...«

*

Wieder ein rührender Zug: Mittagspause. »Im Hotel Continental fällt der Blick auf den Schreibtischkalender. Einundzwanzigster April: *Huttens Geburtstag*. 'Da laß' ich jeden reden und lügen, was er will. Hält' Wahrheit ich geschwiegen, mir wären Hulder viel.' Ad liberos in Germania omnes hat sich Herr Ulrich gewandt; *ob sein Leib auch siech war*, aus nie feig erzitternder Hand den Würfel geschleudert. An die Reinigung!« (Trara — der Hutten ist da! Ausgerechnet an seinem Geburtstag! Das hat unser Mayer wieder gut gemacht ... Auch ich rufe in dieser Mittagspause einen Ulrich an. Und dies, wie wohl ich keine gerösteten Nieren gegessen habe.)

*

Der weitaus rührendste Zug: Der Fischer ist im Begriffe, die Gaudi zugeben, weil ihm der Bernstein mit dem Kriminal und unser Mayer mit dem »letzten Richter« zugesetzt hat. »Ich fühle, wie mirs aus dem Auge strömt. Unaufhaltsam. Die angewöhnte Reflexbewegung (so möchte ichs nennen) bleibt aus; das Geschneuz ins Taschentuch hülfte ja nicht. Wie durch feuchte Schleier sehe ich den Fischermeister ... Und kann nur denken, wie gut es war, das Gesicht von der Menge wegzukehren.«

*

Was er alles weiß: Der Fischer erzählt die Geschichte von den 12.000 Mark. Dazu bemerkt der Kulturkämpfer nur in Paranthese: »So wars nicht. Als ein Starnberger, der mit Getreide handelt, die auf Ernsts Anwesen haftende Hypothek gekündigt hatte, wandte der Fischerjackl sich an den Grafen Eulenburg, der, angeblich von seiner Mutter, ihm das Geld verschaffte; ohne jede Sicherung; gegen drei Prozent Zinsen, deren Zahlung noch nicht nachgewiesen ist. Die Mitgift seiner Frau, einer Waise aus Wengen, gab Ernst in die Bank. Antwortete auf die Frage, ob ers nicht zur Ratenzahlung des Darlehns benutzen wolle: 'Nein; der Zins, den die Bank mir zahlt, ist um ein halbes Prozent höher als der, den ich dem Grafen zu zahlen habe: also verdiene ich, wenn ich das Darlehn behalte'.« So war's!

*

Zeugenbehandlung: Jakob Ernst sagt aus. »Der Rumpf bebt nicht. Der braune Daumen reibt die Innenhaut des Zeigfingers, dessen Nachbarn sich in den Handteller graben. Ein. Alltagsmittel, um die Nerven zur Ruhe zu zwingen. Im Examen macht mans so; beim Zahnarzt; auf dem Strohstuhl des angeklagten Sünders ... Mich dauert der Mann. Ich weiß, daß ein Herzleiden ihn quält. Was mag sein Innerstes heute ausstehen? ... Die Finger der rechten Hand, die Schwurfinger, krümmen und steifen sich hastig. Die Sucht, unbefangen zu scheinen, hat auch in den Rumpf Bewegung gebracht. Der windet

sich wie in wirrem Traum ... Man hört den Atem. Des Fischermeisters Rechte krallt sich, über dem Herzen, in die Brust. Wie in Wehen schüttelt er sich. Die Zunge strauchelt im trockenen Schlund; sucht sich an der Lippenwand einzuspeicheln. Noch einmal bäumt sich die Kreatur.« Das jüngste Gericht tagt.

*

Nach dem Urteil: In einer Gesellschaft, »wo freundliche Menschen mit Heintzelmännleinflinkheit den Teetisch zurichten. Schlaraffenland.« Wie lieb! »An den Wänden viele Geweihe. Lockere Speise auf der Tafel. Danke. Nur Tee. *Der Justizrat sieht um zehn Jahre jünger aus.*«

*

Zu einem Interviewer: »Fürst Eulenburg log, *als er sich unbefleckt nannte.*«

*

Dem Diplomaten Eulenburg »fehlte es an Sitzfleisch und Ernst«. Das soll aber kein Witz sein!

*

»Inzwischen hat der Berliner Untersuchungsrichter einen Schriftsatz von großem Umfang von Maximilian Harden erhalten, in dem dieser eine lange Liste von Personen aufstellt, mit denen Fürst Eulenburg nachweisbar bis in die allerletzte Zeit unerlaubten Verkehr gehabt habe.«

*

Zu einem Interviewer: »Ich werde froh sein, wenn ich mit der eklen Gelegenheit, die seit anderthalb Jahren all meine Kraft in Anspruch nimmt, nichts mehr zu tun habe und zu der Betrachtung politischer und *künstlerischer* Vorgänge zurückkehren kann, zu der stillen Arbeit, mit der ich auf meine Art der deutschen Macht und *Kulturbildung* an bescheidener Stelle dienen zu können glaube.«

Ah, das gibts nicht! Das geht nicht mehr! Bei der nächsten Besprechung eines Kunstwerks wollen wir im Chorus rufen: Zurück! Ein General hat seine Frau nicht befriedigt! Es gilt ein Vergehen nach § 175 zu beweisen! Es ist erweislich wahr, daß Fürst Eulenburg auch in Oldenburg ...

*

»Ich hätte«, sagt Riedel, »der aufrechte Milchmann«, zu einem Interviewer, »nichts gesagt, wenn der Fürst nicht die Sache abgeschworen und andere damit hineingerissen hätte. Und jetzt muß ich es büßen, denn viele Leute, und gerade die besseren, haben jetzt die Milch bei mir abbestellt!«

Er mag sich trösten. Auch das Geschäft mit dem Drachengift ist nicht mehr das alte. Viele Leute, und gerade die besseren, haben jetzt die 'Zukunft' abbestellt ... Zwei Hausfrauen sagen. Was gings Dich an, Tropf, damischer!

*

Nun geht Deutschland einer großen Zeit entgegen. Alles kommt an den Tag, was in den preußischen Adelsfamilien seit der Gründung des Reichs bis in die letzte Zeit geschehen ist. Alles, alles, alles. Wilhelm II. und Harden — seien wir Deutsche froh, daß wir zwei solche Kerle haben!

La verité est en arche ¹!

Karl Kraus.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Taboda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3.**

1 Die Wahrheit ist eingezogen!